

Ausgegeben den 8. August 1892.

Baltische Monatschrift.

ENSV
Rikliku Koolik
Rasmatukogu

XXXIX. Band.

8. Heft.

Inhalt.

	Seite
Bismarck und Oesterreich bis 1866. I. Von Georg Rathlef	411
Görgeis Waffenstreckung bei Vilagos am 13. August 1849, geschildert von einem Augenzeugen. (H. D.)	432
Das Spiel. Von Prof. C. Erdmann	445
Miscellen. (Verhandlungen der dritten ordentlichen Generalsynode der evangelischen Landeskirche Preußens.) (Bgn.)	455
Bücherschau. (Giulio Monti, Schauspiel von H. von Hirschheydt.) (G. von Glasenapp.) (Mittheilungen aus der bibl. Geschichte Bd. XV, 1.) (Bgn.)	459
(Sitzungsbericht der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostsee-provinzen aus d. J. 1891.) (Bgn.)	471

Abonnements

nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Preis pro Jahrgang von ca. 50 Bogen (12 Hefte) 6 Rbl. 50 Kop., mit Postversendung 7 Rbl. 50 Kop.

Reval, 1892.

In Commission bei F. Kluge.

Riga: Alexander Stieda.

Leipzig: Rud. Hartmann.

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an Herrn Arnold v. Tiedeböhl in Riga, Weidendam Ar. 8, zu richten.



Bismarck und Oesterreich bis 1866,
mit besonderer Berücksichtigung des Sybelschen Werkes.

I. Oesterreich im Kampf mit Preußen um die Hegemonie
in Deutschland.

Jimmer wieder haben sich auch in diesem Jahre die Augen der Welt auf jenes greise Haupt im Sachsenwalde gerichtet, auf jenen lebendigen Zeugen einer großen Geschichtsepöche, in dem das deutsche Volk dankbar und bewundernd den großen Umschwung seiner Geschichte verkörpert sieht, in dem es den Helden jener Epöche verehrt, den großen Reichskanzler Kaiser Wilhelms I.

Sein Erscheinen in der Hauptstadt des einst von ihm bekämpften und aus Deutschland hinausgedrängten Oesterreich, die Aufnahme, die er dort gefunden, und sein Triumphzug durch Deutschland mit den betrübenden Nachklängen fordern uns auf, zurückzuschauen in jene Zeit, in welcher der „verhaßte“ Bismarck der „bewunderte“ Bismarck wurde, auf das Ringen Oesterreichs und Preußens um die Hegemonie in Deutschland und auf die Politik Bismarcks Oesterreich gegenüber, die jenen Streit zur Entscheidung gebracht hat.

Wer über jene Dinge, die wir mit Staunen erlebt haben, über Kaiser Wilhelm und Bismarck reden will, kann wenig Neues erzählen, doch hat die Kenntniß jener Epöche in letzter Zeit wichtige Bereicherung und Correctur erfahren durch das große Werk über „Die Begründung des deutschen Reichs durch Wilhelm I.“ von Heinrich v. Sybel, zu dem der Verfasser geheime und geheimste Acten des preußischen Staatsarchivs hat benutzen dürfen; ein Buch, epochemachend durch die gegebenen neuen Aufschlüsse und Bewunderung erweckend durch die Schärfe des Urtheils, die ruhige Klarheit und edle Einfachheit der Darstellung und die lebensvolle glänzende Charakteristik der hervorragenden Persönlichkeiten, ein Werk, für das — so heißt es in der

Besprechung desselben durch den Redacteur der preussischen Jahrbücher — die Dankbarkeit und die Bewunderung des deutschen Volkes dem Verfasser für alle Zeiten gesichert sein werden.

In den 5 Bänden, die bis jetzt vorliegen, ist die Darstellung bis dahin fortgeführt, wo der Entscheidungskampf zwischen Oesterreich und Preußen ausgefochten und das Fundament für das neue deutsche Reich gelegt ist. Auf dieses Werk wird in den betreffenden Abschnitten unsere Betrachtung sich vielfach (zuweilen auch mit wörtlicher Anlehnung) zu gründen oder zu derselben Stellung zu nehmen haben.

Die ganze junge Generation von heute kennt, soweit sie zurückdenken kann, keinen anderen Zustand als den, daß es ein mächtiges, geeinigtes deutsches Reich giebt; diejenigen aber unter uns, die auf der Höhe des Lebens stehen, oder gar die, deren Haupt grau wird, die sehen in ihrer Erinnerung zurück in eine Zeit, da Deutschland zerstückelt, politisch machtlos war, da ein starkes und machtvolles Deutschland in Deutschland selbst — ein Traum war, an dem Viele aus den Gebildeten der Nation mit sehnsuchtsvoller Hoffnung hingen; und sie haben es erlebt, wie dieser Einheits Traum sich erfüllte, und dürfen die gewaltigen, weltgeschichtlichen Ereignisse, in denen diese Einigung sich vollzog, wohl unter die großen Erlebnisse ihres Lebens zählen.

Das neue deutsche Kaiserthum ist seinem ganzen Charakter nach ein ganz anderes als das deutsche Kaiserthum des Mittelalters. Dieses war ein internationales, kosmopolitisches, es war seinem Wesen nach darauf gerichtet, ein christliches Weltreich zu sein, zu dem im Grunde Alles gehörte, was dazu gebracht werden konnte, den Namen Christi zu bekennen. „Herr der Herrscher“, „Haupt der ganzen Welt“, so nennen Chronisten des Mittelalters den „römischen“, d. h. den deutschen Kaiser. Als greiser Flüchtling an der Grenze seines Reiches weiland, gebannt von der Kirche, vertrieben durch den eigenen Sohn, schreibt Kaiser Heinrich IV. dem Könige von Frankreich: die Erde sei sein, so weit sie bewohnt wird; und als etwa zwei Jahrhunderte später König Heinrich VII. über die Alpen zieht, da ruft, ihn begrüßend, nicht ein Deutscher, sondern ein Italiener, der Dichter der *Divina comedia* seinen Landsleuten zu, sie sollten kommen und sich dem Kaiser anschließen: ihr, die ihr aus des Kaisers Flüssen trinkt und über seine Meere segelt, ihr, die ihr auf den Sand des Ufers tretet und auf den Scheitel der Alpen, die ihm gehören, die ihr auch euer Privateigenthum nach der Ordnung seines Gesetzes und nicht anders besitzt — sein also sind die Meere, die Flüsse, der Sand und der Scheitel der Berge; der Kaiser selbst aber, für den der italienische Dichter das Alles in Anspruch nimmt, erklärt

in einem seiner Erlasse, daß nach göttlichem und menschlichem Rechte jegliche Creatur dem römischen Kaiser unterworfen sei.

Ein solches Kaiserthum der Weltherrschaft mußte ein Kaiserthum des Kampfes und der Eroberung sein, der Idee ihrer Würde nach mußten die Kaiser bestrebt sein, ihre Herrschaft über die Welt auszudehnen. Das neue deutsche Kaiserthum ist ein ganz anderes, als das alte, nicht ein kosmopolitisches, sondern ein nationales.

Die Proclamation, in welcher der greise König Wilhelm nach erfolgreicher Abwehr des feindlichen Angriffs siegreich, wie es wenigen Fürsten der Erde beschieden gewesen, die Annahme der dem deutschen Volke durch geschichtliche Erinnerungen althehrwürdigen Kaiserkrone und des Kaisertitels verkündigt, schließt eine Lossagung von der Kaiseridee des Mittelalters in sich: „Uns aber und unseren Nachfolgern wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.“ Er und seine Nachfolger, sie sollten Kaiser sein — nicht der Welt, sondern ihres eigenen Volkes und ihres eigenen Reiches. Dem entsprechend heißt es in der Thronrede bei Eröffnung des ersten deutschen Reichstages: „Die Achtung, welche Deutschland für seine eigene Selbständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller anderen Staaten und Völker, der schwachen wie der starken“ — und diesem Kaiserworte antwortet der Reichstag seinerseits mit der Erklärung: „Die Tage der Einmischung in das innere Leben anderer Völker werden, so hoffen wir, unter keinem Vorwande und in keiner Form wiederkehren.“

Wer nicht partiell urtheilen will, der wird bekennen müssen, daß der greise Kaiser Wilhelm in diesem Sinne gewaltet hat, so lange es für ihn Tag war.

Die kosmopolitische Richtung des mittelalterlichen Kaiserthums hat die nationale Ausgestaltung des deutschen Reiches gehindert; als ein schwaches, zerfallendes Staatswesen tritt Deutschland in die Neuzeit herüber, und der furchtbare dreißigjährige Krieg, der Deutschland zu einem Schlachtfelde für die Nachbarn machte, unterwirft das Land und seine Bewohner in der kläglichsten Weise dem Einfluß des Fremdthums; bis an den Anfang dieses Jahrhunderts hin fehlt selbst den führenden Geistern des Volkes meist das staatliche Bewußtsein, das Verlangen, einem politisch starken Staate anzugehören, ja der Glaube an das Recht der eigenen Nation, einen solchen zu bilden.

Als aber durch das Kämpfen, das Ausharren und Siegen des „alten Fritz“ ein großer Theil Deutschlands mit dem jungen Goethe „fritzisch“ gesinnt wurde, erfüllt von der Freude, „Theil zu haben an den Helden der

Nation“, da fing man an, wie der mannhaftige Ernst Moritz Arndt (in seinem Geist der Zeit) aus eigener Erinnerung schreibt: „von Volk, Vaterland und Freiheit zu sprechen . . . die Deutschen sprachen den Namen Friedrich als einen Namen aller Deutschen, und der Enthusiasmus machte das Große noch größer, als es war.“ Dann haben die großen Dichter und Denker Deutschlands, Klopstock und Lessing, Schiller und Goethe, Kant und Fichte und mit ihnen viele Andere, ihrem Volke ein geistiges Deutschland geschaffen, in dem es sich heimisch fühlte — noch ehe es ein politisches Deutschland gab.

Aber erst unter dem Druck und dem Elend der napoleonischen Zeit brachten Haß und Noth „zunächst bei den gebildeten Klassen Norddeutschlands eine gründliche Umstimmung zu Wege“, und Viele hätten mit dem alten Arndt sprechen können: Als Deutschland ganz am Boden lag, da habe ich es fest in mein Herz geschlossen.

So wurde der Druck der Zeit dem Volke zum Segen.

In jedem Hause fühlte man
 Der Zeiten Noth und Qual,
 Des Schicksals Schläge schmiedeten
 Der Männer Arm zu Stahl.

Ueber den Einfluß Friedrichs des Großen, jene Umstimmung der Geister und ihr Heranreifen zu den Freiheitskriegen, mag, wer sich das Herz erquicken will, doch in Freitag's Bildern aus der deutschen Vergangenheit und in der herrlichen Schilderung nachlesen, die Treitschke in seiner deutschen Geschichte von dem Einfluß des geistigen Deutschland auf das politische entwirft.

In der Zeit der Noth und Schmach — sagt er — erwuchs zuerst in Norddeutschland die Idee der deutschen Einheit, ein Kind poetischer Sehnsucht sowohl, wie politischer Begeisterung. Wenn Napoleon gestürzt sei, dann sollte, aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes heraus, ein neues, mächtiges Deutschland erstehen.

Damit es erstehen könne, richtete der willensgewaltige Fichte seine die Geister packenden Reden nicht an Preußen, Baiern oder Schwaben — sondern an die deutsche Nation. Er sucht den freudigen Glauben an sich selbst in ihr wachzurufen, ihr zu zeigen, daß sie noch viel zu große Aufgaben habe, viel zu viel werth sei, um unterzugehen. Er mahnt sein Volk, sich selbst nur treu zu bleiben, sich selbst nur nicht wegzuworfen und sich nicht in Selbstbedauern gehen zu lassen.

„Besiegt sind wir — ob wir zugleich auch verachtet, und mit Recht verachtet sein wollen, das wird immer noch von uns abhängen. . . . Der Kampf mit Waffen ist beschlossen, es erhebt sich — so wir es wollen — der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters. Ob es jemals

uns wieder wohlgehen soll, dies hängt ganz allein von uns ab, und es wird nie wieder irgend ein Wohlsein an uns kommen, wenn nicht jeder Einzelne von uns in seiner Weise thut und wirkt, als ob lediglich auf ihm das Heil der künftigen Geschlechter beruhe.“ Mit diesem Worte mahnt Fichte, und was hier ein gewaltiger Mann predigte, das sagte in ihrem Kreise eine verehrte und geliebte Frau — die Königin Louise: Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden.

Bald kam die Zeit, da sich zeigen konnte, ob diese Saat gediehen und das Volk zu Opfern für Staat und Vaterland bereit sei.

Napoleons Macht zerbrach in Rußland, der Flammenschein über der alten Zarenstadt, er wurde das Morgenroth der Völkerfreiheit, und die hoffnungsvolle, thatensfrohe Zeit des europäischen Freiheitskrieges brach an.

Was aber war, als diese große Zeit dahingezogen war, für Deutschland das Resultat des Kampfes und der Opfer?

Das alte Reich war zu Grabe getragen und ein neues war nicht erstanden. An seiner Stelle stand nur der machtlose deutsche Bund, vertreten durch den unfähigen Bundestag zu Frankfurt am Main, in welchem die Klein- und Mittelstaaten thörichter Weise den Großmächten gegenüber ein ganz unverhältnißmäßiges Gewicht erhalten hatten und der durch die Forderung der Stimmeneinheit für wichtigere Angelegenheiten von vornherein zum Tode geboren war. „Am Maße der Anforderungen eines realen Staatswesens gemessen,“ sagt Sybel von dieser Organisation, „besaß sie so ziemlich alle Mängel, durch welche eine Verfassung unbrauchbar werden kann.“ Für Preußen aber war dieser Bund, nach Bismarcks Urtheil, ein Alp, eine Schlinge um seinen Hals, ein Gebrechen, das mit Feuer und Schwert werde geheilt werden müssen. Dabei wurde Deutschland noch von den Nachbarn, vor Allem von Frankreich, das Recht bestritten, diese klägliche Verfassung nach Gutdünken zu ändern und seine Einheit zu schaffen.

„Kein politischer Satz“ — sagt Sybel einmal von den späteren Jahrzehnten — „war dem französischen Nationalgefühl geläufiger und wurde mit mehr Unbefangenheit für allgemein gültig und selbstverständlich erklärt, als die Anschauung, daß das europäische Gleichgewicht in der Stärke Frankreichs und der Ohnmacht Deutschlands beruhe.“

Den Einzelstaaten war durch den österreichischen Staatskanzler Metternich völlige Souveränität zugesichert, die jede reale Einigung unmöglich machte; ja, das Streben und Trachten nach Deutschlands Einheit wurde als revolutionär und als Criminalverbrechen verfolgt. „Es giebt keinen verrückteren Gedanken,“ äußerte Metternich einmal, „als den, die deutschen Völker in ein Deutschland zu vereinigen.“ Bei diesem Treiben ließ sich Preußen von Oesterreich ins Schlepptau nehmen, ließ sich in das österreichische Geleise

hinüberziehen, verscherzte dadurch die Sympathien in Deutschland und tilgte die Dankbarkeit für seine Leistungen in den Freiheitskriegen aus den Herzen.

Ein Menschenalter war seit den Freiheitskriegen und der Errichtung des Bundes verflossen. — 1848! — Welch ein Anblick! Ganz Mitteleuropa, so weit das Auge schaut, Frankreich, Italien, Deutschland: ein sturm- bewegtes Meer. Die bisherigen Ministerien vielfach gestürzt, die nationalen Hoffnungen wieder lebendig geworden, die verpönten, verfolgten, schwarz-roth- goldenen Farben, das Symbol des einigen Deutschland, als Bundesfarben angenommen, dem deutschen Volke von den Regierungen die Wahl einer deutschen Nationalversammlung gestattet; leuchtend erhebt sich wieder die Gestalt eines starken einigen Deutschland vor den Blicken der Nation.

In Frankfurt am Main zogen unter dem Geläut aller Glocken, von heißen Wünschen und Hoffnungen geleitet, die 500 zu Gliedern des ersten deutschen Parlamentes vom deutschen Volke erwählten Männer aus dem alten frankfurter Kaisersaal in die Paulskirche hinüber, in der die Sitzungen dieses Nationalparlamentes von ganz Deutschland stattfanden. Hier suchte man ein neues Deutschland zu bauen, der Bundestag wurde aufgelöst, eine Reichsverfassung ausgearbeitet, ein deutscher Kaiser gewählt — aber, bald waren alle auf diese Versammlung gesetzten Hoffnungen gescheitert. Deutsche Einheit, deutsches Reich, deutsches Parlament, deutsches Kaiserthum, deutsche Heeresmacht, deutsche Flotte — wie ein Traumbild war das Alles vor den Augen des harrenden Deutschland aufgestiegen, und wie ein Traumbild war es wieder versunken.

Die Ueberzeugung aber war bei Vielen zum Durchbruch gekommen, daß unter der bisherigen Verfassung, unter der Herrschaft zweier Großstaaten, die nicht durch freiwillige Uebereinstimmung, sondern durch rechtliche Bande zusammengekoppelt — um ein Bismarcksches Bild zu gebrauchen — „auf einem Gefährt festgenagelt waren“, Deutschland nicht gesunden könne, daß die Vergangenheit unter den bestehenden Verhältnissen unerbittlich die bittere und schmerzliche Nothwendigkeit auferlege, auf den sogenannten „groß- deutschen“ Gedanken, d. h. auf die Zuziehung der deutschen Theile Oesterreichs beim Bau des künftigen deutschen Reiches zu verzichten — ein Verzicht, der von Vielen fast wie ein Verrath angesehen wurde; und diese Ueberzeugung wurde durch die andere ergänzt, daß die Führung des außerösterreichischen Deutschland nur der König von Preußen übernehmen könne. Ausschluß Oesterreichs und Einigung Deutschlands unter Preußens Führung war die Lösung.

Diese Lösung aber führte zum Kampfe, mußte zum Kampfe führen zwischen Oesterreich und Preußen, zum Kampfe um das Recht auf die Hegemonie in Deutschland. Unmittelbar nach dem Scheitern des frankfurter Parlamentes ist er ausgebrochen.

Preußen, das in aller Stille schon längst durch die große zukunftsvolle That der Gründung des deutschen Zollvereins die kleindeutschen Staaten wirtschaftlich mit sich verbunden und so auf dem wirtschaftlichen Gebiete die Einheit schon hergestellt hatte, suchte jetzt die kleinen Staaten in einem besonderen Bunde, in der sogenannten Union, auch politisch durch freiwillige Unterhandlung mit den Fürsten, von denen allein sein König die Kaiserkrone empfangen wollte, enger mit sich zu verbinden; dem trat Oesterreich, geleitet von dem klugen, energischen, rücksichtslosen Fürsten Felix Schwarzenberg entgegen.

Mit einem Theil der Kleinstaaten im Gefolge proclamirte Oesterreich, gegen den Einspruch Preußens, die Wiederherstellung des alten Bundestages. Oesterreich mit dem Bundestag und Preußen mit der Union standen einander gegenüber. In zwei Gebieten, in Kurhessen und Schleswig-Holstein, stießen sie auf einander. In beiden wollten Oesterreich und der Bund eine durch eigene Gewaltthat und Rechtsverletzung gefährdete landesherrliche Autorität wiederherstellen, dort die kurfürstliche, hier die dänische — und Preußen, das in Schleswig-Holstein gegen Dänemark gekämpft und zu dessen Unionsgebiet Kurhessen gehörte, wollte das nicht dulden, nicht etwa weil sein König die Niederwerfung des Widerstandes mißbilligte, sondern weil er selbst dabei betheiligt sein und sie nicht dem von ihm gar nicht anerkannten und mit Verletzung Preußens wiederhergestellten Bunde überlassen wollte.

Mit großer Spannung sah man in Deutschland und Europa, wie der Conflict sich immer mehr verschärfte. Man sah in Preußen, als dem Leiter der Union, den Vertreter der Neugestaltung Deutschlands. In Hessen wurde sein Widerstand gegen Oesterreich unwillkürlich ein Eintreten für gebrochenes Verfassungsrecht; in Schleswig-Holstein erschien er doch noch als ein letztes Eintreten für deutsches Recht, und man glaubte, Preußen sei entschlossen, den Kampf aufzunehmen. Um so empfindlicher war hier ein Zurückweichen und eine Demüthigung vor Oesterreich, um so günstiger die Ausnutzung der Situation für den Fürsten Schwarzenberg. „Die Stärke Preußens,“ sagte er etwas später zu einer deutschen Fürstin, „besteht nur in der Achtung, deren es sich in Deutschland zu erfreuen hat; entzieht man ihm diese Achtung, so beraubt man es jeder Stärke, man muß es erniedrigen und dann zerstören (il faut l'avilir et après démolir)“. In diesem Sinne ist auch in den folgenden Jahren die österreichische Politik geleitet worden.

Für den herausziehenden Kampf hatte Oesterreich auf einen gewaltigen Bundesgenossen zu hoffen, den damals mächtigsten Monarchen Europas, den Kaiser Nicolaus von Rußland, den geschworenen Feind jeder Auflehnung gegen landesherrliche Autorität.

Er erklärte in Warschau, wo der Kaiser von Oesterreich und der preußische Ministerpräsident Graf Brandenburg ihn auffuchten und wo er fast als Schiedsrichter zwischen Oesterreich und Preußen dastand, auch er werde, wenn Preußen sich widerseze, in den Krieg eintreten.

In Böhmen und Süddeutschland hatte Oesterreich (wie der preußische Kriegsminister berechnete) schon 150,000 Mann beisammen, in Süddeutschland rüstete man eifrig — auch aus Rußland wurden schon Rüstungen gemeldet. In Kurhessen standen bereits österreichisch-bairische und preußische Truppen einander gegenüber. Noch unterhandelte man. Das Blut der Patrioten in Preußen wallte auf. „Unterhandlung, es sei!“ soll der Prinz von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm gerufen haben — „aber so, wie sich's geziemt, mit dem Helm auf dem Kopf und dem Schwert in der Hand!“ nur so werde Preußens Ehre unverlezt bleiben. Die Ordre zur Mobilmachung erfolgte, „ein heller Jubel durchbrauste die Presse, das Land, die Armees, die Landwehrmänner strömten voll Begeisterung zu den Fahnen“ — bei dem Dorfe Bronzell, nicht weit von Fulda, kam es schon zu einem leichten Zusammenstoß, bei dem preußischerseits ein Schimmel fiel und fünf österreichische Soldaten verwundet wurden. — Wird der Entscheidungskampf ausbrechen? Der König Friedrich Wilhelm IV. wollte den Krieg durchaus nicht, und ebenso wollten weder der wackere Graf Brandenburg, den die historische Legende zum Vertreter der Kriegspolitik macht, der aber, wie Sybel zeigt, entschieden für Nachgiebigkeit und Frieden eintrat, noch der an des kriegsentschlossenen Radowiz Stelle tretende neue Minister des Auswärtigen Manteuffel und die Majorität des Ministeriums die Verantwortung für einen Krieg übernehmen, der ein Krieg, nicht nur gegen Oesterreich und Süddeutschland, sondern auch gegen Rußland zu werden drohte; sie wollten es um so weniger, als König Friedrich Wilhelm von der Hilfe des lauernden, gleichfalls rüstenden Napoleon, die er hätte erlangen oder erkaufen können, absolut nichts wissen mochte.

Die Rüstung Preußens war nicht, wie der Prinz Wilhelm es gewollt, ernstlich gemeint, im Grunde war sie nur ein Blendwerk, ein Mittel gewesen, den Rückzug zu verdecken. Mit klarem Blicke hatte Schwarzenberg das durchschaut, und so erfolgte die bekannte tiefe Demüthigung, die Unterwerfung Preußens unter Oesterreich. Auf Befehl des Königs, nach mehrmaliger Anfrage, erlangte Manteuffel eine persönliche Zusammenkunft mit Schwarzenberg in Olmütz. Es war ein Gang nach Canossa. Durch die Ueberlegenheit Schwarzenbergs überwunden, ging Manteuffel in seiner Nachgiebigkeit noch weiter, als seine Instructionen es zuließen — Nov. 1850.

Nur den ausdrücklichen Befehlen Kaiser Franz Josephs war es, wie es scheint, zu danken, daß Schwarzenberg es überhaupt zu einer Einigung

kommen ließ und Preußen nicht in einen Krieg gebrängt wurde, dem es wohl kaum gewachsen war. — Die Niederlage Preußens war schwer und die Demüthigung dabei noch schwerer als die Niederlage, „denn vor der Kriegsdrohung Rußlands und Oesterreichs hatte die Regierung gethan, was sie im Grunde selbst wollte“.

Die Union, durch die Preußen Deutschland zu einigen gedacht, wurde aufgelöst und der alte Bundestag schließlich auch von Preußen wieder beschickt.

In Oesterreich triumphirte man.

„Wir haben Ursache,“ durfte ein Vertreter Oesterreichs (Profesch) lachenden Mundes sagen, „diesen Frieden jedem Kriege, auch dem siegreichsten vorzuziehen; er bringt Preußen zum Gehorsam, verleiht uns hohen Ruhm und verfeindet die preußische Regierung mit dem deutschen Volke, ein Besseres können wir uns gar nicht wünschen.“ Um so tiefer war der Kummer in Preußen. „Der Schlag ist gefallen,“ schrieb ein preußischer Patriot (Camp-hausen) an Bunsen, den preußischen Gesandten in London, den Freund des Königs, „ein großer Staat, wehrhaftig wie keiner in Europa, leckt den Staub von den Füßen seiner Gegner, ohne auch nur den Versuch zu einem Widerstande zu machen.“

„Unsere Geschichte kann nichts aufweisen,“ schrieb demselben ein anderer preußischer Diplomat¹, „was mit der Niederlage von Olmütz zu vergleichen wäre. Unsere Kammern und unser Heer zusammenzutrommeln, um in Gala gehorsamt zu werden, von Concessionen zu sprechen, weil wir in Hessen dem Henker Reckberg einen Schinderknecht stellen dürfen. Mit Pauken und Trompeten, Protokollen und Urkunden unsere Schande verbrieft lassen, das ist so niederschmetternd, daß ich keinen Ausdruck dafür finde.“

Und dennoch! „Vom militärischen Standpunkte,“ so spricht Sybel sein zusammenfassendes Urtheil aus, „wird sich die Schlußfolgerung kaum vermeiden lassen, es war gut, daß sich ein Manteuffel fand, um einen Frieden wie den Olmücker auf sich zu nehmen.“

War das aber so — werden wir hinzufügen müssen — so wird dem vielgescholtenen Minister zwar der schwere Vorwurf über die Art seiner Verhandlung bleiben — aber auch die Ehre, daß er ebenso wie der wackere Graf Brandenburg durch Erkennen des Nothwendigen und durch den Entschluß, den Hohn zu tragen und nach Olmütz zu gehen, seinem Vaterlande einen Dienst leistete.

Wie aber haben die Ueberwinder Oesterreichs in der Politik und auf dem Schlachtfelde, die Rächer für Olmütz, Prinz Wilhelm und Bismarck, sich zu dieser tiefen Demüthigung gestellt? Bismarck übernahm die schwere

¹ Siehe Biedermann. Dreißig Jahre deutscher Geschichte.

Aufgabe, diesen Vertrag zu rechtfertigen, so sehr die Niederlage seines Staates sein stark und leidenschaftlich empfindendes Preußenherz verletzen mußte, ihn verletzen mußte, dem „Unversehrtheit der preußischen Krone um jeden Preis“ die Parole war. Er lud so, unbesorgt um Feindschaft, wie immer, zu dem Haß gegen den Junker auch den gegen den Vertheidiger von Olmütz muthig auf sich: Dieser Krieg, sagte er, wäre keine militärische Promenade, sondern ein Krieg in großem Maßstabe gegen zwei unter den drei großen Continentalmächten geworden (Rußland und Oesterreich), während die dritte (Frankreich) beute- lustig an unserer Grenze rüste und sehr wohl wisse, daß im Dom zu Köln das Kleinod zu finden sei, welches geeignet wäre, den französischen Macht- haber zu befestigen — nämlich die französische Kaiserkrone. „Es ist eines großen Staates nicht würdig, für eine Sache zu streiten, die nicht seinen eigenen Interessen angehört. Zeigen Sie mir ein des Krieges würdiges Ziel, und ich will Ihnen beistimmen. Ich suche die preußische Ehre darin, daß Preußen vor Allen sich von jeder schmachvollen Verbindung mit der Demokratie fernhalte, daß Preußen in der vorliegenden wie in allen Fragen nicht zugebe, daß in Deutschland etwas geschehe ohne Preußens Einwilligung und daß dasjenige, was Preußen und Oesterreich nach gemeinschaftlicher, unabhängiger Erwägung für vernünftig und politisch halten, durch die beiden gleichberechtigten Schutzmächte Deutschlands ausgeführt werde.“

Preußen und Oesterreich sind ihm also beide gleichberechtigte Schutz- mächte Deutschlands.

„Es ist eine seltsame Bescheidenheit,“ sagt er, „daß man sich nicht entschließen kann, Oesterreich für eine deutsche Macht zu halten . . . ich erkenne in Oesterreich den Repräsentanten und Erben einer alten deutschen Macht, die oft und glorreich das deutsche Schwert geführt hat.“

Anders als Bismarck hier urtheilte Prinz Wilhelm.

„Nimmermehr“ — sagt Sybel vom Prinzen — „wäre er nach Olmütz gegangen, nimmermehr hätte er preußische Truppen ohne scharfen Schwertschlag das Feld räumen lassen.“ Einige Monate später — am 4. April 1851 — schrieb der Prinz von jener Zeit des freudigen Aufwallens preußischer Begeisterung vor Olmütz:

„Ja wohl! es war ein zweites 1813 und vielleicht noch erhebender, weil nicht ein 7jähriger fremdherrlicher Druck diese Erhebung hervorgerufen hatte; es war ein allgemeines Gefühl, daß der Moment gekommen sei, wo Preußen die ihm durch die Geschichte angewiesene Stellung erobern sollte! Es sollte noch nicht sein. Aber so bald sehe ich dazu keine Aussicht; es muß wohl verfrüht gewesen sein, und ich glaube — wir sehen die gehoffte Stellung für Preußen nicht mehr.“

Damals war er 53 Jahre alt — und als er 90 war?

Zehn Jahre waren seit den Tagen von Olmütz verflossen; am 18. Jan. 1861 hatte der Prinz-Regent Wilhelm sich die Königskrone aufs Haupt gesetzt, bereits 63 Jahre alt, in den Jahren, in denen die Meisten die Hauptarbeit ihres Lebens schon hinter sich haben. Wer ahnte es damals, daß dieser greise Fürst fast noch ein Menschenalter die Krone tragen werde, wer ahnte es, eine wie reiche Lebensarbeit ihm noch bevorstand! Keine zwei Jahre später, im September 1862, trat der Mann als Minister an seine Seite, der als sein treuer Paladin seine große Lebensarbeit mit ihm theilte -- Bismarck. Unter schweren inneren Kämpfen wurde das preussische Heer umgestaltet, so daß es fähig war, — jetzt erst fähig war, für Preußen und Deutschland auf den Plan zu treten, und alsbald hatte es seine Waffentüchtigkeit zu bewähren. Die Vergewaltigung Schleswig-Holsteins durch Dänemark im Jahre 1863, die widerrechtliche Einverleibung Schleswig-Holsteins in Dänemark ließ in ganz Deutschland das Nationalgefühl wieder aufflammen, das brennende Verlangen, alte Scharten auszuwecken und zu beweisen, daß auch Deutschland fähig sei, sein Recht zu wahren. „Schleswig-Holstein stammverwandt, harre aus, mein Vaterland,“ so konnte man es überall hören, und von den Alpen bis zur Nordsee, in der Presse, in Vereinen und Versammlungen wurde der Kampf gegen Dänemark gefordert.

Und dieses Mal traten Preußen und Oesterreich, die Gegner von Olmütz, als Allirte gemeinsam auf den Plan; als Waffenbrüder besreiten sie Schleswig-Holstein von Dänemark.

Beide hatten nun gemeinsam über ihre Eroberung zu verfügen. Verschiedene Ziele im Auge, hatten sich die früheren Gegner die Hand zum Bunde gereicht, gegenseitiges Bedürfniß hatte sie zusammengeführt, beide brauchten einander — aber die Allianz barg in ihrem Schoße den Keim der Zwietracht. Das habe in Deutschland zu geschehen, hatte Bismarck bei der Vertheidigung des Olmüzer Vertrages gesagt, was Oesterreich und Preußen nach gemeinschaftlicher, unabhängiger Erwägung für vernünftig und politisch richtig hielten. Wie aber, wenn sie beide ganz etwas Anderes für richtig hielten? Wem gebührte dann das Recht, seine Pläne durchzuführen, Oesterreich oder Preußen?

Wohl hatten die österreichischen Habsburger oft siegreich das deutsche Schwert geschwungen, Jahrhunderte hatten sie die deutsche Kaiserkrone getragen, sie sahen die Leitung Deutschlands als ein Erbe ihrer Ahnen an.

Wie viel Gestalten aber schwebten aus dem Dunkel der Vergangenheit heran, die Oesterreich verklagten, weil es Interessen des deutschen Reiches den eigenen geopfert, sich der Pflichten gegen das Reich entledigt, weil es im Bunde mit Jesuiten die Glaubenseinheit aufzuzwingen, durch erzwungene Glaubenseinheit die Glaubensfreiheit und mit ihr die Geistesfreiheit in

Deutschland zu vernichten versucht hatte. — Durch seinen buntscheckigen conglomeraten Charakter, durch seine vielen außerdeutschen Interessen und außerdeutschen Länder, die es in Conflict hineinzogen, an denen Deutschland kein Interesse hatte, schien es zur Führung und Einigung Deutschlands wenig geeignet. — Auch gegen Preußen legt manche Stimme aus der Vorzeit Zeugniß ab, aber wie so viele seiner Thaten wurden ihm bei seinem Rechtsanspruch auf die Führung Deutschlands Eideshelfer! — Wie war es einst der Fahnenträger Deutschlands in der Verbreitung deutscher Cultur nach Osten gewesen, wie der Vorkämpfer Deutschlands in den Zeiten des großen Churfürsten, des alten Fritz und zuletzt in den Freiheitskriegen vom Tage von Tauroggen an bis zu dem von Belle-Alliance; fast alle seine Länder waren deutsch, „es gab kaum ein deutsches Interesse, das nicht auch ein preußisches gewesen wäre“.

Sybel faßt einmal schlagend und den Kern der Sache bezeichnend das Verhältniß beider zu einander in die Worte zusammen: „Kein Mensch und kein Staat kann seine Vergangenheit auslöschen, und wie seit hundert Jahren die Dinge gewachsen waren, fand Oesterreich das Gedeihen seiner Macht in der Zerspaltung Italiens und Deutschlands — Preußen aber das seine (wie Italien) in der Einheit des großen Vaterlandes“ (Syb. IV, 128). So lagen die Dinge.

Darin lag Preußens Recht und Oesterreichs Unrecht bei der ganzen Frage, aber in den ersten Worten dieses Satzes „kein Mensch und kein Staat kann seine Vergangenheit auslöschen“ — liegt auch die Aufforderung an den Darsteller, darin gerecht zu sein, daß er das von keinem der beiden Gegner, auch nicht von demjenigen, gegen den ihm Herz und Interesse Partei nimmt, verlangt.

Preußen, der stärkste protestantische Staat Deutschlands, hatte eine zu große Vergangenheit und eine zu ruhmvolle Geschichte gehabt, es hatte eine zu selbständige Stellung in der Welt eingenommen, und war seiner ganzen Vergangenheit nach zur Lösung viel zu großer Aufgaben, deren es sich bewußt war, berufen, als daß es sich den Interessen und der Leitung eines anderen Staates überlassen, als daß es sich Oesterreich unterordnen konnte. Es konnte das nicht, ohne seine ganze Vergangenheit zu verleugnen, es durfte das nicht, wenn es sich selbst und seinen Aufgaben in der Welt getreu bleiben wollte.

Hierin liegt auch die Berechtigung des öfters gebrauchten, aber, wenn er so leicht hin ausgesprochen wird, für Jeden, der vor einmal gemeinsam aufgerichteten Rechtsformen und übernommenen Verpflichtungen Achtung besitzt, verletzenden Satzes: Preußen könne sich nicht majorisiren lassen. — Dort, wo es sich nicht um Lebensfragen handelte, mußte es sich majorisiren

lassen, so lange der einmal auch von ihm anerkannte Bund bestand, so lange es sich nicht von ihm los sagte; dort aber durfte es das nicht, wo es sich um Lebensfragen handelte, um seine erkannten eigentlichen Lebensaufgaben. Preußen war in der glücklichen Lage desjenigen, der durch seine Vergangenheit und die ihm innewohnende Kraft berechtigt ist, in eine große Zukunft hinauszublicken, es war in der That nicht nur in der glücklichen Lage, daß sein eigener Fortschritt und sein Gedeihen zugleich ein Fortschritt in der Einigung Deutschlands, ein Gewinn für Deutschland war, und daß, was Preußen auf seiner Bahn hinderte, meist zugleich ein Hemmiß war für Deutschlands Erstarkung, sondern noch mehr, es war in der günstigen Lage, daß es nur dadurch seiner Vergangenheit und seinen Aufgaben gerecht werden konnte, wenn es sich die größten Ziele setzte, wenn es die große deutsche Frage zu lösen und die Zukunft Deutschlands zu gestalten unternahm. Es hatte darum ein Recht, an Deutschland Forderungen zu stellen, wo es nicht nur für sich, sondern auch für Deutschland zu fordern sich bewußt war, und es hatte das Recht und die Pflicht, entschlossen und, wenn es sein mußte, rücksichtslos auf seinem Wege vorwärts zu gehen, das Recht, durch eine rücksichtslos preußische Politik, da diese zugleich eine deutsche war, emporzusteigen und Deutschland mit sich zur Größe emporzuheben. Es mußte, so wie sich die Gelegenheit bot und der Gegner es ihm möglich machte, die Bande zerreißen, die es hemmten, und, wenn es nicht anders ging, in einem Kampf auf Leben und Tod den Gegner niederwerfen, der sich ihm auf dieser Bahn in den Weg stellte.

Unverbrüchlich blieb denn auch die preußische Politik, seit sie sich ihrer Aufgabe thatkräftig bewußt war, sei es im Frieden oder durch Krieg, auf die Erreichung ihres Zieles gerichtet, und dieses Ziel war: ein Fortschreiten Preußens, das zugleich mehr und mehr zu einem allmählichen oder plötzlichen Hinausdrängen Oesterreichs wurde aus der Stellung, die es besaß. Allerdings lag ein offensives Auftreten gegen Oesterreich Preußen fern — so lange als Oesterreich Preußen gewähren ließ; die preußische Politik ist auch nicht von jener Feindseligkeit, gar Gehässigkeit erfüllt, wie sie unter Schwarzenberg den Charakterzug der österreichischen bildete; sie geht nur ohne Rücksicht und Schonung für Oesterreich ihren Weg weiter. Aber Oesterreich wollte behalten, was es hatte und den bestehenden Zustand erhalten. Preußen wollte ändern und trieb durch sein rücksichtsloses Vorwärtsdrängen Oesterreich schließlich zum formellen Bruch des bestehenden Rechtes, und in so fern hatten die Gegner Preußens Recht, wenn sie beim Ausbruch des Krieges nicht die Rüstungen Oesterreichs, sondern die offensive (revolutionäre) — oder sagen wir auch im preußischen Sinne reformatorische — Politik

Preußens als den eigentlichen Grund zum Kriege bezeichneten. Es hieße die Thatfachen auf den Kopf stellen, wenn man das leugnen wollte, obgleich zugestanden werden muß, daß Oesterreich in der Empfindung, daß es sonst seine deutsche Stellung aufgeben und den Frieden eben als Frieden um jeden Preis bewahren müsse, schließlich aggressiv vorging und dem Faß den Boden ausschlug.

Fürst Bismarck hat vor einiger Zeit der Deputation des conservativen Vereins in Kiel gegenüber gesagt: Die Zertrümmerung alter Formen im Jahre 1866 im Kriege mit Oesterreich sei im Grunde mehr conservativ gewesen, als dies Verharren bei den Zuständen der Zerrissenheit; es sei der Werth des Alten, welcher vernichtet, und des Neuen, welcher errichtet werden sollte, abzuwägen gewesen — und es hätte sich darum gehandelt, den Rest deutschen Nationalgefühls, also etwas ganz Altes zu bewahren. „Die Einigung Deutschlands war eine conservative That, und ich stehe mit reinem Gewissen vor jedem Examen, das mir darüber aufgelegt werden könnte.“ Hier sind der „wahre“ und der „falsche“ Conservatismus, das heißt der innerlich berechnete und der unberechnete, einander gegenübergestellt — der wahre Conservatismus, der lebendige Kräfte, dem falschen Conservatismus, der überlebte Formen oder Sachen zu erhalten sucht.

Aber in diesem Sinne wird das Wort einmal nicht gebraucht, es ist eine sinnvolle und auch sachlich berechnete Bezeichnung, aber doch eine Umprägung der üblichen Bedeutung des Wortes. In diesem Sinne war im Grunde die französische Revolution in vieler Hinsicht auch conservativ.

Wenn dieser Conservatismus als ein wahrer anerkannt werden darf, so war er doch damals in seiner ganzen Haltung — mochte er auch, klug und maßvoll sich beherrschend, den schließlichen formellen Rechtsbruch dem Gegner überlassen — dem Bestehenden gegenüber aggressiv². Daß aber Oesterreich, unfähig und unlustig, die tiefen nationalen Interessen Deutschlands zu befriedigen, nur das unhaltbare Bestehende zu conserviren oder es nur im eigenen Interesse umzugestalten gedachte, „mochte aus Deutschlands Zukunft werden, was da wollte“, das war ein weiterer Rechtsgrund für Preußen, den Ausbau Deutschlands auf seine Weise zu leiten; für Oesterreich aber konnte es kein sittliches Recht geben, Preußen die Lösung einer Aufgabe zu

¹ Anfang 1891. Citirt nach der „St. Petersb. Zeitung“. Nähere Angaben in einem späteren Artikel. Anders freilich lauten Bismarcks Ausführungen über Reform und Revolution 17. December 1873 im Abgeordnetenhanse; doch handelt es sich hier um Vorgänge innerhalb eines und desselben Staates.

² Besonders billig und zutreffend würdigt die Sache Biedermann, Dreißig Jahre deutscher Geschichte II, 441; dort finde ich auch eine ähnliche Erwägung über die preußische Politik, S. 443.

verwehren, die der Lösung dringend bedurfte, die es selbst aber weder lösen konnte, noch überhaupt ernstlich lösen wollte.

Dem ganzen Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland mußte bei dieser Lage der Dinge die innere sittlich politische Berechtigung fehlen. Dadurch war Oesterreich, weil es das Nothwendige und Berechtigte hindern wollte, im tiefsten Grunde unzweifelhaft der moralische Urheber des Krieges. Aber die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung zulassen und zunächst Preußen zu dieser Führerschaft in Deutschland heranwachsen lassen, bedeutete für Oesterreich ein endgiltiges Verzichten, ein Zurücktreten von der historischen Stellung des Kaiserstaates, von der großen leitenden Stellung, die es bisher in Deutschland, damit auch von der Stellung, die es bisher in Europa eingenommen, und zwar ein Verzichten zu Gunsten des alten Feindes und Rivalen. — Es kann das gar nicht scharf genug hervorgehoben werden: „kein Mensch und kein Staat kann seine Vergangenheit auslöschen“, auch nicht frühere Größe und früheres Ansehen. — Nur dann aber wird man das Verhalten Oesterreichs und seine Politik billig beurtheilen, wenn man dessen eingedenk bleibt, daß ein solcher Verzicht auf das Erbe der Väter schwer ist, daß es eine schmerzliche Zumuthung ist, von einer Aufgabe (hier zwar nicht der Einigung — aber der Leitung Deutschlands), auf die man Gewicht gelegt und die als eine Ehre galt, zurückzutreten, in der Erkenntniß, ihr nicht mehr gewachsen zu sein, um sie in die Hände eines Anderen, und zwar des Rivalen, niederzulegen; nur dann wird man sie billig beurtheilen, wenn man es anerkennt, daß das Zugeständniß: ich habe meine Rolle in einer Jahrhunderte langen Entwicklung a u s gespielt und v e r spielt, bitter ist, daß die klare Erkenntniß einer solchen Thatfache, die freiwillige, aufrichtige und durch die That bewiesene Anerkennung derselben im Leben der Staaten nicht häufig, sondern selten und etwas Großes ist. Es liegt etwas Großes, Herzbewegendes darin, und es war nicht etwas Selbstverständliches, wenn König Konrad I., der Franke, auf dem Sterbebette die Krone des Reiches in die Hände seines Gegners Heinrich legte und bekannte: „Die Zukunft des Reiches steht bei den Sachsen“ — und Konrad I. starb kinderlos und dennoch bewundern wir seine Handlung Alle. Es wäre eine sittlich große und dabei weit blickende Politik gewesen, wenn Oesterreich, in Anerkennung der Sachlage und klarer Selbstbescheidung, freiwillig von seiner bisherigen Stellung zurückgetreten und dadurch den bisherigen Rivalen, diesen Pfahl in seinem Fleisch, in einen Freund verwandelt hätte, indem es seine leitende Stellung in Deutschland dem Gegner überlassen und aufrichtig anerkannt hätte: die Zukunft Deutschlands steht bei Preußen.

Steht es aber so, dann wird doch das Billigkeitsgefühl zum Wider-

spruch herausgefordert, wenn man es — und das geschieht auch durch das große v. Sybelsche Werk — als selbstverständlich behandelt, daß Preußen seine Forderungen, seine ja im Interesse Deutschlands liegenden Forderungen durchsetzte und Oesterreich das Nachsehen hatte. Ja, das war selbstverständlich, nothwendig und selbstverständlich, in demselben Sinne, in dem es selbstverständlich ist, daß das sittlich Berechtigte siegt und das Unberechtigte unterliegt, selbstverständlich in dem Sinne, in dem „der Lebende Recht hat“ und in dem: von dem, der da nicht hat, noch genommen werden soll, das er hat, in dem es selbstverständlich ist, daß eine junge kraftvolle Generation den Anschauungen der alten gegenüber ihre Wege geht, ihre bessere Erkenntniß zur That macht und dabei wohl auch den Bau des scheidenden Geschlechtes zertrümmert. Es mag der jungen Generation, die sich zu ihren Zielen durchzuringen und ihren Streit zu kämpfen hat, verziehen werden, wenn sie im Kampfe für die Schmerzen der alten, über die sie hinwegzieht, wenig Empfindung hat; von der rückschauenden Geschichtsbetrachtung aber kann und muß verlangt werden, daß sie derselben eingedenk bleibt, und die Empfindung dafür läßt die Darstellung Sybels doch zu sehr vermissen, und so wird sein Urtheil über das Verhalten Oesterreichs mitunter unbillig und hart, obgleich wir in den Charakterschilderungen auch Persönlichkeiten der Gegenpartei mit Wohlwollen und wohlthuernder Anerkennung gezeichnet sehen und der Verfasser bei seiner ganzen Darstellung sich bestrebt hat, „die im eigenen Lager vorgekommenen Fehler und Mißgriffe ohne Beschönigung einzusehen, das Verhalten der Gegner aber gerecht und billig zu beurtheilen, oder mit anderen Worten: die Motive ihres Thuns nicht aus Thorheit oder Schlechtigkeit abzuleiten, sondern nach den historischen Voraussetzungen ihrer Stellung zu begreifen,“ weil „die Kämpfe von 1866 nicht ein willkürlich gemachtes Ergebniß persönlicher Leidenschaften waren, vielmehr aus dem unvermeidlichen Conflicte alter, durch Jahrhunderte herangewachsener Rechte mit den immer stärker heranwachsenden nationalen Bedürfnissen entsprangen“. Da das Buch aber „hauptsächlich nach preussischen Staatsacten“ gearbeitet ist und dem Verfasser die Acten der einen Partei in reicher Fülle, die der anderen nicht entfernt in gleicher Weise zu Gebote standen und ihm daher aus seinem Material die Gedanken und Anschauungen der einen Partei immer wieder lebendig entgegentraten, so konnte er dabei leicht in ihre Empfindungen und ihre Auffassung hineingezogen werden, um so mehr, als er sich mit ihr völlig auf einem Boden fühlte, von ihrem guten Recht durchdrungen und von der Freude an den großen Thaten erfüllt war, die sein Vaterland von Erfolg zu Erfolgen führte und aus politischem Elend zur Größe emporhob; es konnte ihn leicht der Jugrimm erfassen über eine Politik, die eigensüchtig

immer darauf aus war, diese große Entwicklung zu stören. Aber gerade um der Größe dieses ausgezeichneten Werkes willen, um der Unparteilichkeit willen, mit der der Verfasser die Thatfachen berichtet und meist für sich selber reden läßt, möchte man wünschen, daß er auch in seiner Beurtheilung der Empfindung des Gegners mehr Rechnung getragen hätte, und daß das Buch dadurch jene friedewirkende, das Gemüth überwindende Macht üben könnte, mit welcher die Gerechtigkeit geschichtlicher Darstellung nicht erbittert, sondern versöhnt. Es würde dann in noch höherem Grade den Charakter eines Siegels tragen, das die historische Wissenschaft mit ihrem *sum cuique* (Jedem das Seine) unter die Thaten der Vergangenheit setzt.

Kehren wir nun zu dem Conflict zwischen Oesterreich und Preußen zurück.

Zum Bruche zwischen den beiden gegen Dänemark allirten Großmächten führte bekanntlich die Frage, was aus dem gemeinsam eroberten Schleswig-Holstein werden sollte.

Das Urtheil wird hier, glaube ich, ähnlich ausfallen müssen, wie über das Gesamtverhältniß zwischen Oesterreich und Preußen. Durch gemeinsame Kämpfe beider Großmächte, durch von beiden gebrachte Opfer war Schleswig-Holstein befreit, ihnen beiden war es von Dänemark abgetreten, so erscheint es natürlich, daß die Eroberung auch ihnen beiden zu gute kam. Schleswig-Holstein, dessen Untheilbarkeit in den Streitigkeiten mit Dänemark eine solche Bedeutung gehabt, zu theilen, war nicht wohl möglich, wenn man sich auch später in der Verlegenheit diesem Auswege provisorisch zugewendet hat; eine so fern abliegende Provinz konnte Oesterreich nicht recht gebrauchen, eine Abtretung preußischen Landes aber, wie Oesterreich es wünschte, etwa der Grafschaft Glaz, als Entschädigung hielt König Wilhelm „mit Pflicht und Ehre unvereinbar“; und mag man über eine solche Rückgabe einst österreichischen Landes, die freilich unwahrscheinliche Zustimmung der Betroffenen vorausgesetzt, auch anders urtheilen, man wird „die Ehrenhaftigkeit dieser Gesinnung anerkennen müssen“. Eine andere, Oesterreich genehme Entschädigung war schwer zu finden. Die Oesterreich erwünschte Erhaltung des bisherigen Bundesrechtes zuzusagen, das zu zerreißen Preußen sehnlichst wünschen mußte — war unmöglich; es wäre selbstmörderisch gewesen, und eine Garantie für die außerdeutschen Länder Oesterreichs, eine Garantie für dessen italienischen Besitz zu übernehmen, hätte die gefährlichsten Conflicte, an denen Preußen gar kein Interesse hatte, über dasselbe heraufbeschworen. Geld aber anzunehmen, fand man wieder in Oesterreich der Würde des Staates nicht entsprechend.

¹ mit Kaiser Napoleon III., der diese Worte in Bezug auf die Verweigerung der Abtretung deutschen Landes an Frankreich brauchte.

Konnte nun Oesterreich für sein Anrecht an den Provinzen keinen directen Ersatz erhalten, so wollte es doch so über den neuen Erwerb verfügt sehen, wie es dem österreichischen Interesse entsprach. Da nun die Annexion oder der enge Anschluß des neuen Staates an Preußen eine Stärkung Preußens und damit, wie die Dinge damals lagen, eine Schädigung der deutschen Stellung Oesterreichs bedeutete, so wurde Oesterreichs Politik wesentlich von der eifersüchtigen Sorge bestimmt, daß Preußen die Provinzen nicht bekam und sie nicht von Preußen abhängig wurden¹.

Oesterreich wünschte daher die Errichtung eines neuen souveränen Kleinstaates unter dem von Oesterreich und Preußen bisher verworfenen, in der öffentlichen Meinung Deutschlands für berechtigt geltenden Herzog von Augustenburg, den die Schleswig-Holsteiner selbst mit jubelnder Anhänglichkeit als ihren rechtmäßigen Landesherrn ansahen.

Wenn das sich mit dem preußisch-deutschen Bedürfnis vereinigen ließ, wenn der Herzog auf eine Beschränkung seiner Souveränität, auf ein Verhältnis zu Preußen eingegangen wäre, wie Preußen es vorschlug, oder ein solches, wie es heute die deutschen Fürsten acceptirt haben², so wäre das die sympathischste und, wie mir scheint, die für Deutschland günstigste Lösung der Frage gewesen. Obgleich der Herzog durch die stillschweigende Zustimmung zu dem von seinem Vater gegen Geld geleisteten Verzicht meiner Meinung nach — mag juristisch das deutsche Fürstenrecht vielleicht eine andere Entscheidung fordern — jedes moralische Anrecht auf sein Erbe verloren hatte, so wäre eine solche Einrichtung dem Interesse Deutschlands, die Individualität der einzelnen Volksstämme zu conserviren, viel dienlicher gewesen, als die Aufsaugung dieser eigenartig entwickelten Bevölkerung in der preußischen Annexion, die doch als selbstsüchtige Gewaltthat von Unzähligen empfunden wurde und als solche noch in so manchem Herzen nachzittert, viel mehr geeignet, das Vertrauen zu wecken und zu stärken, das Vertrauen dazu, daß das *sum cuique* überall gewahrt werden solle. In finanzieller Hinsicht allerdings war, wie Sybel zeigt, die Annexion sowohl für die Herzogthümer selbst, wie für Deutschland, das bei Weitem Vortheilhafteste (Syb. IV, 81 ff.). Der eben erwähnte von Preußen geforderte enge militärisch-politische Anschluß dieses Kleinstaates an Preußen, eine solche Unterordnung desselben

¹ Auf preußischer Seite kannte man solche Erwägungen auch: „Wir können also,“ hatte Bismarck 10 Jahre vorher geschrieben, „abgesehen von allen übrigen in der orientalischen Frage liegenden Motiven für unsere Entschlüsse, eine Vergrößerung Oesterreichs nur zugeben, wenn wir mindestens in demselben Maße wachsen“ (25. Juli 1854).

² Das war doch wohl nicht, wie Duden, Zeitalter des Kaisers Wilhelm. I, S. 508 meint, „genau“ daselbe. Vgl. auch die Forderungen, die 1866 an Sachsen gestellt und dann ermäßigt wurden.

unter Preußen wäre nun aber ein Fortschritt, ein bahnweisender Fortschritt zu einer Einigung Deutschlands unter preußischer Führung, wäre der Anfang einer neuen Union, ein wichtiger Schritt zur Lösung der deutschen Frage in preußischem Sinne gewesen, und so wollte Oesterreich nichts von einem solchen Verhältniß wissen und lehnte es entschieden ab, auf eine solche Einrichtung einzugehen, da das der Bundesverfassung, welche Souveränität aller Bundesglieder fordert, widerspreche. Da nun auch der neue Herzog, ebenso wie Oesterreich, eine solche Beschränkung seiner Souveränität entschieden verwarf, so zerstörte er damit seine Aussichten auf Einsetzung in Schleswig-Holstein. Unter den obwaltenden Umständen war es fast unzweifelhaft, daß der neue Herzog, von Oesterreich geschirmt, von Preußen sich in seiner Selbständigkeit bedroht fühlend, am Bunde österreichische — d. h. gegen Preußen gerichtete Politik getrieben hätte, und da waren nun König Wilhelm und sein großer Minister mit gutem Fug und Recht felsenfest entschlossen, eine preußenfeindliche Politik des neuen, durch seine geographische Lage für Preußen so wichtigen, feindlichen Angriffen so exponirten Staates, dessen Vertheidigung bei einem Kriege in erster Linie Preußen obgelegen hätte, auf keinen Fall zuzulassen. Die zukünftige Stellung dieses unter Opfern und bei der drohenden Einmischung des Auslandes unter großen Gefahren errungenen Gebietes, das in völliger Selbständigkeit für Militär und Marine nur wenig leisten konnte, das aber in der Hand eines Großstaates für die maritime und damit politische Stellung Deutschlands von ganz anderer Bedeutung werden mußte, denn als machtloser Kleinstaat, sollte eine solche sein, daß sie eine Stärkung Deutschlands und Preußens bedeutete und keine Schwächung. Das mußte die preußische Regierung, wenn auch Minderung ihrer Forderungen wohl möglich erscheint, verlangen; sie that nur ihre Pflicht damit. Entweder trat derjenige, der das Land erhielt, in ein festes, klar bestimmtes Verhältniß zu Preußen, oder er erhielt es überhaupt nicht, und dann erschien die Annexion durch Preußen — die den Gedanken König Wilhelms bei dem Kriege völlig fern gelegen — als die sich von selbst darbietende, ihm von verschiedenen Seiten, wie Sybel zeigt, zuerst von Napoleon, nahegelegte Lösung, und Bismarck erklärte diese auch für das wünschenswertheste Resultat.

Sollte aber Oesterreich, das gleichfalls für die Herzogthümer Opfer gebracht, ganz leer ausgehen, und wollte ihm Preußen nichts dafür bieten? Eines doch! eine dauernde, feste und loyale Allianz, wie sie sich soeben noch für beide Mächte bewährt hatte, aber — auf die preußischen Bedingungen hin, und diese waren: Gewährenlassen Preußens in den Herzogthümern, dann in Deutschland und für die fernere Zukunft, wie Bismarck in einer höchst interessanten persönlichen Correspondenz unter dem Schleier in bildlicher Redewendung dem österreichischen Minister Rechberg andeutet,

der Verzicht auf die Zusammengehörigkeit Oesterreichs mit Deutschland, deren Anerkennung Rechberg gerade als die Grundbedingung bezeichnet hatte, unter der allein Oesterreich sich in der Allianz wohlfühlen könne. Das war die Basis, auf der Oesterreich und Preußen dermaleinst gute Freunde werden konnten und es geworden sind, aber zunächst wurde damit als Lohn für einen Verzicht im Grunde die Forderung eines noch größeren Verzichtes geboten.

Es war natürlich, wenn sich das Herz der Oesterreicher dagegen empörte, daß nicht nur der Rivale den Preis der gemeinsamen Anstrengung allein verschlang, sondern daß die Eroberung Schleswig-Holsteins auch durch Oesterreichs Waffen dazu führen sollte, schließlich Oesterreich aus Deutschland hinauszudrängen, und das eben sollte man billiger Weise nicht verkennen. Diese Empörung war um so begreiflicher, als preussischerseits bei den Verhandlungen auch nach der Sybelschen Darstellung fast nirgends die Empfindung durchblickt, daß man dem Rivalen etwas zumuthe, wohl aber gelegentlich die eigenen Forderungen fast höhnisch als Concessionen hingestellt werden. Es ist aber doch kein sittlich berechtigtes Thun, das Gedeihen des Anderen zu hindern, weil man fürchtet, er könne Einem den Platz im Leben enger machen, und darauf ist die österreichische Politik gerichtet, geleitet von dem Gedanken, „daß Oesterreich schade, was Preußen nütze“, und so war man auch in Preußen, wo man einherschritt, getragen von dem freudig stolzen Bewußtsein, große patriotische Aufgaben zu lösen, schwer gereizt durch die Feindseligkeit und die Winkelzüge einer um Deutschlands Wohl unbekümmerten selbstsüchtigen Politik.

Und dennoch, gerade um der politesse du coeur willen, welche die Gestalt des alten Kaisers Wilhelm so ehrwürdig macht, müßte man wünschen, daß hier in der preussischen Politik trotz alledem der Wunsch, auch dem Empfinden des Allirten gerecht zu werden, mehr hervorgetreten wäre.

Aber es giebt noch ein Etwas, das stark für Preußen und gegen Oesterreich ins Gewicht fällt: Die preussische Krone hatte den Kampf geführt für Preußens Ehre und Deutschlands Recht, in dem Bewußtsein, daß sie Beides zu wahren habe, in dem Gefühle dessen, was sie sich selbst und was sie Deutschland schuldig sei, sie hatte ihn geführt, um Schleswig-Holstein von Dänemark zu befreien. Oesterreich war mitgegangen, zwar auch um dänischem Unrecht entgegen zu treten, aber zugleich doch mit der Absicht, zu extreme Beschlüsse des Bundes und ein volles Resultat unmöglich zu machen, im Grunde auch, um die Provinzen dem Dänenkönig zu erhalten und Preußen daran zu hindern, daß es allein an der Spitze Deutschlands die Herzogthümer befreie. Der eine der beiden Rivale hatte zwar für sich, aber zugleich für ein großes nationales Interesse gekämpft, der andere im

Grunde dagegen — jetzt erntete Jeder, was seine Thaten werth waren, ein Jeder erntete seine Saat.

Preußen trug die Beute davon zu Deutschlands Bestem, mit gutem Fug und Recht; Oesterreich hatte das Nachsehen auch mit gutem Fug und Recht. Wieder einmal die berufene Fronie der Geschichte, oder sagen wir lieber die ernste geschichtliche Nemesis, die hier als Themis mit gerechter Waage nicht den Schein, sondern den wahren Werth wägt, wieder einmal einer von jenen Momenten der geschichtlichen Entwicklung, die uns das Walten einer solchen durch die Geschichte schreitenden Gerechtigkeit ahnen lassen, jener Gerechtigkeit, die unsere Thaten oft in das Gegentheil dessen umschlagen läßt, was mit ihnen beabsichtigt war, und uns so zwingt, dem zu dienen, das wir nicht wollten, das aber ein gutes Recht hatte zu werden und zu bestehen. Es ging Oesterreich wie dem römischen Könige mit den sibyllinischen Büchern; der Preis, den es zu zahlen hatte, blieb immer derselbe, ob es viel, ob es wenig dafür erlangte: der unvermeidliche Verzicht auf die alte Stellung in Deutschland. Aber nirgends in der Welt war es vielleicht schwerer einzusehen, daß dieser Verzicht nothwendig sei, wenigstens forderte diese Erkenntniß nirgends so viel Selbstverleugnung als dort, wo man der unliebsamen Wahrheit fest ins Auge sehen und in klarer Selbstbescheidung die Buße für die Vergangenheit zahlen mußte. — Wo die Lage der Dinge, wie hier im Streite Oesterreichs und Preußens, es erheischt, daß Opfer gebracht werden, zumal solche, die größtentheils durch das eigene frühere Verhalten auferlegt sind, da müssen sie verlangt und im Nothfalle erzwungen werden. Das Versöhnende liegt dann darin, daß das Opfer als solches anerkannt und als solches gewerthet wird.

Georg Rathlef.





Görgeis Waffenstreckung bei Vilagos am 13. August 1849,
gezeichnet von einem Augenzeugen.

Der am 30. November 1890 in Mitau verstorbene Baron Carl v. Fircs aus dem Hause Lesten hatte den russischen Feldzug in Ungarn im Gefolge des Generals Grafen Rüdiger mitgemacht und war bei der Capitulation Görgeis gegenwärtig gewesen. In seinem Nachlasse fand sich die nachstehende Aufzeichnung, die er bald nach dem folgenschweren Ereignisse gemacht. Wenn auch seitdem großartigere militärische Katastrophen und gänzlich veränderte politische Verhältnisse jene Begebenheit in den Hintergrund gedrängt haben, so wird doch der anschauliche und lebendige Bericht eines Augenzeugen über den denkwürdigen Vorgang, der damals die Aufmerksamkeit von ganz Europa erregte und das Schicksal Ungarns für lange Zeit entschied, auch heute noch auf das Interesse der Leser rechnen können; er bietet einen bemerkenswerthen Beitrag zur Geschichte jener bewegten Tage. Auch die der Erzählung beigefügten Schreiben Görgeis, die für die Kenntniß der Motive seines Handelns von Bedeutung sind, verdienen um so mehr Beachtung, als er selbst in seinen Denkwürdigkeiten nur kurze Resumés von ihnen giebt und sie sonst, so viel wir wissen, nicht veröffentlicht worden sind. Die Anmerkungen unter dem Texte rühren vom Herausgeber der folgenden Blätter her.

H. D.

Ehe ich zur Schilderung dieses wichtigen Vorganges schreite, der den ungarischen Aufstand beendigte, wird es zweckmäßig sein, einen flüchtigen Ueberblick über die früheren Operationen des russischen Heeres zu geben und die Umstände hervorzuheben, unter welchen jenes Ereigniß stattfand.

Die Zusammenziehung der ganzen aus drei Armeecorps bestehenden Heeresmacht der Russen in Speries, mit welcher der Feldzug begann, hatte zwar den Ungarn die Ueberzeugung aufgedrängt, daß es mit der russischen Intervention Ernst sei und das Lügengewebe der Umsturzpartei, die bemüht gewesen war, eine solche Intervention als unmöglich darzustellen, um das leichtgläubige Volk zu bethören, thatsächlich widerlegt. Doch da dieses mächtige Heer in dichten Massen, ohne sich zu vertheilen, in Ungarn vorrückte, so blieb den Insurgenten in dem ausgedehnten Lande noch Spielraum genug, um den Krieg in die Länge zu ziehen und die Möglichkeit, eine ihren Plänen günstige Wendung in der europäischen Politik, auf welche sie wohl stets gerechnet haben mögen, abzuwarten. Von Miskolcz aus war zwar das 4. russische Armeecorps unter Anführung des Generals Tschodajew nach Debreczin abgeschickt worden und hatte diesen Heerd des Aufstandes, wo die provisorische Regierung ihren Sitz aufgeschlagen, ohne Schwertstreich besetzt¹. Doch dieser Erfolg war in nichts entscheidend gewesen, da das ungarische Heer, die Hauptstütze des Aufstandes, noch in ungeschwächter Kraft dastand. Das 2. und das 3. russische Armeecorps waren unterdessen bis nach Hatvad vorgerückt, und Alles ließ erwarten, daß der Entscheidungskampf vor den Mauern von Komorn, wo der größte Theil des ungarischen Heeres sich befand, geführt werden würde. Doch Görgeis Ausrücken aus dieser Festung mit 40,000 Mann und die darauf folgende dreitägige Schlacht bei Waitzen², die mit einer vollkommenen Niederlage desselben endigte, hatten unerwartet dem Kriege eine neue Wendung gegeben, die unfehlbar zu einem schleunigen Ausgange desselben geführt hätte, wenn der Graf Rüdiger die nach dieser Schlacht unternommene Verfolgung des Feindes nicht nach zwei Tagen auf höheren Befehl hätte aufgeben müssen³. Görgei, der auf diese Art mit seinem zerrütteten Heere einer gänzlichen Vernichtung glücklich entronnen war, hatte von Losoncz aus die Richtung nach Süd-Osten eingeschlagen und seinen Uebergang über die Theiß, bei Tokai, trotz der Bemühungen bewerkstelligt, die der General Tschodajew bei Miskolcz gemacht, um ihn in seiner Bewegung aufzuhalten. So den Russen zweimal glücklich entkommen, konnte sich Görgei wohl der Hoffnung hingeben, seine beabsichtigte Vereinigung mit den von Bem und Dembinski befehligten Streitkräften zu vollbringen. Doch zwei Ereignisse hinderten die Ausführung dieses Planes. Die Nachhut

¹ am 3. Juli 1849.

² am 15., 16., 17. Juli 1849.

³ Am 19. Juli 1849 richtete Graf Rüdiger ein Schreiben an Görgei, worin er diesen zu Unterhandlungen aufforderte, um dem für die Ungarn aussichtslosen Kriege ein Ende zu machen. Abgedruckt bei Görgei, Mein Leben und Wirken in Ungarn II, 302. 1852. Görgeis Antwort vom 24. Juli in Beilage I.

seines Heeres nahm unter Nagi-Sandors Anführung unbedachtsamer Weise und gegen den ausdrücklichen Befehl des Oberbefehlshabers den ungleichen Kampf mit den bei Weitem überlegenen Russen vor Debreczin auf und ward gänzlich geschlagen¹. Zu derselben Zeit hatten die Oesterreicher unter Haynaus Anführung Temeswar entsetzt und waren bis an die Grenzen Siebenbürgens vorgerückt, um Görgeis Vereinigung mit Bem und Dembinski zu verhindern.

Unter diesen mißlichen Umständen entschloß sich die provisorische Regierung von Ungarn, die sich nach Arad zurückgezogen hatte, zurückzutreten, um für ihre persönliche Sicherheit zu sorgen und ernannte Görgei zum Dictator, ihm damit die höchste Macht übertragend².

Bei dem inneren Zwiespalte, der bei den Insurgenten herrschte und ihre Kraft lähmte, und dem gänzlich zerrütteten Zustande ihres Heeres verzweifelte Görgei an der Möglichkeit, den Aufstand den vereinigten russisch-österreichischen Streitkräften gegenüber zu einem günstigen Ausgange zu führen und schlug daher den Weg der Unterhandlungen mit den Russen, zu welchen er mehr Vertrauen als zu den Oesterreichern hatte, ein. Zu diesem Zwecke sandte er drei Abgeordnete: den General Böltenberg, den Oberstlieutenant Benekfy und den Hauptmann Grafen Bethlen, zum Grafen Rüdiger, der nach der Schlacht bei Debreczin in der Verfolgung der Feinde bis auf einen Tagesmarsch von Großwardie vorgerückt war. Der Graf nahm diese Abgeordneten, die ihn im Dorfe Antand trafen, sehr freundlich auf, zog sie zu seiner Tafel und unterhielt sich lange Zeit mit ihnen. Böltenberg, ein Mann von einigen 30 Jahren, blond von Haaren, von mittlerer Statur und sehr einnehmenden, freundlichen Gesichtszügen, sprach mit sanguinischer Zuversicht die Hoffnung aus, der Kaiser von Rußland werde sich bewegen lassen, einzuwilligen, daß die Ungaren dem Großfürsten Konstantin die Krone und das Scepter übertragen. Der junge Graf Bethlen, ein Mann von feinen, ausdrucksvollen und recht aristokratischen Gesichtszügen, schilderte uns in ergreifender Weise die schweren Leiden seines Vaterlandes Siebenbürgen und suchte den ungarischen Aufstand überhaupt und ganz besonders die Theilnahme früherer österreichischer Militärs an demselben zu rechtfertigen, indem er darauf hinwies, daß das Wiener Cabinet selbst auf die von Befehlshabern ungarisch-österreichischer Truppen an dasselbe im Winter von 1848 auf 1849 gerichteten Anfragen, was sie in diesem Augenblicke der gänzlichen Verwirrung zu thun hätten, um ihrer Pflicht nachzukommen, zu wiederholten Malen den Bescheid ertheilt habe, sie hätten Befehle nur vom ungarischen Ministerium in Pesth einzuholen und demselben Gehorsam zu leisten.

¹ am 2. August.

² am 11. August.

Der dritte der Abgeordneten Görgeis, der Oberstlieutenant Benekly, ein Slovake von Geburt, sprach sich in seinen Unterredungen mit den russischen Officieren in einem durchaus revolutionären Sinne aus und flöste daher den Letzteren gar kein Vertrauen ein. Der Graf Rüdiger hatte unterdessen dem Feldmarschall Paskewitsch über die Unterhandlungsanträge Görgeis berichtet; nach zwei Tagen erhielt er die Weisung, die Unterhändler mit der Erklärung abzuweisen: die Russen seien nach Ungarn gekommen, um zu schlagen, nicht um zu unterhandeln¹.

Görgei stand mit seinem Heere in der Nähe von Arad, als ihm dieser Bescheid zukam. Vom Norden her war die Vorhut der Russen bis auf vier Meilen von dieser Festung vorgerückt; von Süd-Westen her zog Hahnau mit dem österreichischen Heere heran, und Schlick stand mit seiner Division in unmittelbarer Nähe von Arad.

So von zwei Seiten bedrängt und in der Gefahr schwebend, vollkommen umzingelt zu werden, hatte Görgei nur die Wahl, in einem verzweifelten Kampfe gegen einen bei weitem überlegenen Feind sich nach Siebenbürgen durchzuschlagen und die Leiden seines Vaterlandes ohne gegründete Hoffnung auf einen günstigen Ausgang ins Unbestimmte zu verlängern, oder die Waffen vor den Russen zu strecken und sich dadurch den Schutz dieser Macht dem Machedurste der Oesterreicher gegenüber zu sichern. Der Stimme der Menschenliebe und des wahren Patriotismus mehr folgend, als der des kriegerischen Ehrgeizes, entschloß er sich, das Letztere zu thun und schickte Abgeordnete an den Grafen Rüdiger, um ihm seine bedingungslose Unterwerfung anzutragen, mit dem ausdrücklichen Bemerkten jedoch, daß seine Truppen bereit seien, die Waffen vor den Russen, nicht aber vor den Oesterreichern zu strecken; ehe sie sich zu Letzterem entschloßen, würden sie es vorziehen, sich bis auf den letzten Mann zu schlagen². Der so gestellte Antrag ward angenommen und damit zugleich stillschweigend die Verpflichtung eingegangen, den sich in dieser Art ergebenden Insurgenten den Schutz Rußlands angedeihen zu lassen.

Am 1. (13.) August in der Nacht verließ nun der Graf Rüdiger in Begleitung seines Stabes Kis-Zenö, wo Görgeis Abgeordnete ihn getroffen hatten, um sich an den Ort zu begeben, wo die Waffenstreckung vollzogen werden sollte. Es war eine sternhelle Nacht, der Mond beleuchtete mit

¹ Diese Erklärung Paskewitsch' theilte Graf Rüdiger im Schreiben vom 28. Juli (9. August) Görgei mit. Abgedruckt bei Görgei II, 400.

² Görgeis Schreiben an Graf Rüdiger vom 11. August, Beilage II. In seinem dritten Schreiben vom 13. August, datirt Bilagos (Beilage III), legt Görgei dem Grafen Rüdiger die Bitten der Officiere seines Heeres wegen ihrer künftigen Behandlung zur Berücksichtigung vor.

seinem Silberfcheine die unabsehbare, baumlose Ebene, die sich viele Meilen hin längs dem linken Ufer der Theiß erstreckt und die im Osten von den Ausläufern des Siebenbürger Gebirges begrenzt wird. Lautlose Stille herrschte unter dem Gefolge des Grafen, denn es nahte der verhängnißvolle Augenblick, der über das künftige Schicksal Ungarns entscheiden sollte.

Erwog man die geringe Zahl von Truppen, die der Graf Rüdiger in diesem Augenblicke zu seiner Verfügung hatte (sie mochte sich etwa auf 17,000 Mann belaufen), und die Stärke des Feindes, welche wenigstens das Doppelte betrug, so konnte man sich einiger Besorgniß nicht erwehren, da es den Ungarn ein Leichtes gewesen wäre, uns gänzlich aufzureiben, wenn sie treulos gegen uns hätten handeln wollen. Der durchaus ehrenhafte Charakter Görgeis ließ aber eine solche Besorgniß nicht ernstlich aufkommen, und so zog man getrost weiter. Wir hatten die malerische Kette der Vorberge Siebenbürgens in der Entfernung von einigen Meilen vor uns, als der östliche Horizont sich zu röthen begann und der Tag allmählich anbrach. Bald stieg die Sonnenscheibe in all ihrer Pracht hinter dem zackigen Rande der Bergkette hervor und beleuchtete die unermessliche Ebene von Weideland, in welcher nur hier und da in weiter Entfernung von einander einzeln stehende Gebäude zu sehen waren. Vor uns lag, an den Fuß des Gebirges gelehnt, das Dorf Bilagos; oberhalb desselben thronte auf dem Gipfel eines hervorspringenden Berges eine Burgruine, die das Dorf gleichsam beherrschte. — Im Dorfe Zarand, das ungefähr eine Meile von letzterem entfernt ist, angelangt, erwartete der Graf Rüdiger das Eintreffen der ihm nachfolgenden Truppen. Als dieses geschehen, ward um einige Werste weiter in der Richtung nach Bilagos hin vorgerückt und an einem dazu für geeignet befundenen Orte Halt gemacht; hier wurden die Truppen in Schlachtordnung aufgestellt. Es verstrichen mehrere Stunden in der gespanntesten Erwartung. In der Ebene, in welcher wir uns befanden, war weit und breit weder ein Baum, noch ein Gebäude zu erspähen, in dessen Schatten man Schutz vor den brennenden Sonnenstrahlen hätte finden können; nirgends war Wasser zu finden, um den heißen Durst zu stillen. Endlich erhob sich in der Richtung nach Bilagos hin eine Staubwolke, die sich wie ein heller, breiter Saum dem Fuße des Gebirges entlang dahinzog; es war das ungarische Heer, das heranrückte. Bald darauf erblickten wir eine Schaar von 60 bis 70 Reitern, die sich uns näherte; es war Görgei mit seinem Gefolge.

Der Graf Rüdiger bestieg nun sein Pferd und ritt mit seinem Stabe dem feindlichen Anführer entgegen. Als die beiden Reitergruppen bis auf einige hundert Schritte sich einander genähert hatten, ward Halt gemacht. Krieger, die sich in mehreren blutigen Schlachten gemessen hatten und in heftigem Regengüssen begegnet waren, standen sich jetzt in geringer Entfernung

gegenüber, um ein Werk des Friedens zu vollbringen. Man betrachtete sich gegenseitig mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und mit Neugier. Die Ungarn in rothe, hellblaue und blaue Waffenröcke gekleidet und mit blauen Kalabreserhüten oder mit wohlkleidenden Mützen bedeckt, bildeten eine höchst bunte, aber zugleich malerische Gruppe. Aus ihrer Mitte ritt ein Mann von stattlicher Figur, in einen braunen ungarischen Rock gekleidet, das Haupt mit einem grauen Hute bedeckt, auf einem großen englischen Pferde im kurzen Galopp zum Grafen Rüdiger heran und begrüßte ihn militärisch; das war Görgei. Seine feinen regelmäßigen Gesichtszüge hatten einen Ausdruck von Milde und Sanftmüthigkeit, der in ihm den entschlossenen und unternehmenden Heerführer nicht hätte errathen lassen. Graf Rüdiger, die schmerzlichen Gefühle, die seinen Gegner in diesem Augenblicke befeelen mußten, wohl würdigend, reichte ihm freundlich die Hand und erklärte ihm sogleich, daß es ihm und seinen Officieren gestattet sein solle, ihre Seitengewehre zu behalten. Görgei ritt zu den Seinigen zurück, um ihnen dieses mitzuthemen; sie brachen in ein lautes Hohen-Rufen vor Freuden über diese Begünstigung aus. Nachdem hierauf Görgei sich nochmals dem Grafen genährt und sich mit ihm über die Art, in welcher die Waffenstreckung vollzogen werden sollte, verständigt, ritt er zu seinem Gefolge zurück, welches nun unter wiederholtem Hohen-Rufe in gestrecktem Galopp eine Schwentung links um machte und eilend davonritt, wie eine flüchtige Schaar von Beduinen. Die russischen Truppen, welche die feindlichen Waffen entgegennehmen und die Gefangenen geleiten sollten, wurden jetzt auf die hierzu ausersehenen Punkte geführt; die Ungarn stellten unterdessen ihre Armee in Schlachtordnung auf. Als dieses geschehen war, ritt der Graf Rüdiger in Begleitung seines Gefolges, welchem sich bald darauf Görgei mit dem seinigen angeschlossen, durch die Reihen des ungarischen Heeres. Den rechten Flügel desselben bildete die Infanterie; sie bestand größtentheils aus jungen Leuten neuen Aufgebots und war nicht vollständig uniformirt; ihre Haltung war keine streng militärische. Die Gewehre waren in Pyramiden aufgestellt, hinter welchen die Soldaten in Gruppen vertheilt standen; die meisten von ihnen schienen ziemlich theilnahmslos diesem Acte beizuwohnen. Weiber in großer Zahl mischten sich unter diese Gruppen. Hier und da sah man langbärtige Gestalten von finstern Aussehen und in phantastischer Kleidung, die durch ihre ganze Haltung sich als Freischärler von reinem revolutionären Schrot und Korn zu erkennen gaben. — In zweiter Linie war die nahe an 150 Stücke starke Artillerie, die Hauptstärke des ungarischen Heeres, aufgestellt. Den linken Flügel bildete die Reiterei; sie war vollständig uniformirt, gut beritten und bestand größtentheils aus alten Soldaten; auf ihren Bügen sprach sich sichtlich der tiefe Schmerz aus, den sie bei diesem Vorgange empfanden.

Nachdem der Graf Rüdiger die Reihen des ungarischen Heeres durchritten hatte, wandte Görgei sich zu seinen Truppen, um Worte des Abschiedes an sie zu richten. Augenblicklich trat Todesstille in allen Reihen ein, Alles harrete mit der gespanntesten Aufmerksamkeit der Worte, welche der Heerführer an die Seinigen richten werde; doch Thränen erstickten seine Stimme und „Lebet wohl!“ war das Einzige, was er hervorzubringen vermochte. Aber diese zwei kurzen Worte reichten hin, um die tiefste Rührung hervorzurufen. Bärtige, rauhe Krieger, deren Wangen wohl keine Thräne seit den Jahren der Kindheit geseht, weinten jetzt bitterlich. Ein Husarenofficier sprengte in diesem Augenblicke aus den Reihen des ungarischen Heeres hervor und drückte Görgei in warmen Worten die Gefühle unwandelbarer Anhänglichkeit aus, die seine Waffengefährten stets für ihn bewahren würden. Als bald erhob sich aus allen Reihen des Heeres der laute anhaltende Ruf: „Lebe wohl, Görgei! lebe wohl!“

Nachdem hierauf die Russen die Waffen der Ungarn entgegengenommen, wurden letztere als Gefangene nach Kis-Zenő und Zarand abgeführt, wo sie unter russischer Bewachung bivakirten¹.

In dieser Art ward der feierliche Act vollzogen, welcher dem ungarischen Aufstande ein Ende machte²; in dem Augenblicke, wo er vor sich ging, sah wohl keiner der an demselben sich Betheiligenden den traurigen Ausgang voraus, zu welchem er führen sollte. Die blutigen Hinrichtungen zu Arad barg noch der undurchdringliche Schleier der Zukunft. — Es scheint, daß man russischerseits mit Zuversicht erwartete, die Verwendung des Kaisers Nikolaus werde hinreichen, um das Wiener Cabinet zur Milde gegen die Anführer des Görgeischen Armeecorps zu stimmen; in dieser Erwartung unterließ man es, an die Auslieferung derselben irgend eine Bedingung zu knüpfen, wozu man sich doch stillschweigend durch Annahme der in oben erwähneter Art angebotenen Unterwerfung verpflichtet hatte. Diese Unterlassung hat später 14 ungarischen Generalen das Leben gekostet; ihre Hinrichtung fand erst statt, nachdem die Russen Ungarn verlassen, weil das Wiener Cabinet es nicht gewagt hatte, sie im Beisein der letzteren zu

¹ Von Kis-Zenő richtete Görgei am 14. August das sehr bezeichnende Schreiben an den Commandanten der Festung Arad, welches in Beilage IV. abgedruckt ist. Dieses Briefes, der Damjanics zur bedingungslosen Capitulation am 17. August bestimmte, gedenkt Görgei nur ganz kurz a. a. D. 428, 435.

² Graf Rüdiger sah mit Recht in der durch ihn herbeigeführten Unterwerfung Görgeis und der ungarischen Armee einen seiner größten kriegerischen Erfolge. Er ließ 1850 den Act der Capitulation durch ein großes Gemälde verewigen, auf dem die handelnden Personen genaue Porträtähnlichkeit zeigen. Nach seiner testamentarischen Verfügung wurde das Bild dem kurländischen Provinzialmuseum in Mitau übergeben, wo es seit 1856 aufgestellt ist.

vollziehen. Als die Trauerbotschaft in Warschau eintraf, erhob sich unter allen russischen Generalen, die am Feldzuge theilgenommen, einstimmige Mißbilligung gegen die maßlose Strenge der österreichischen Regierung, die nur die Generale des Görgeischen Armee-corps traf, während die Insurgenten-Anführer, die sich in Komorn ergeben hatten¹, mit einer bloßen Landesverweisung davonkamen. Mit Recht beschuldigte man daher das Wiener Cabinet, daß es inconsequent gehandelt und nur aus gekränkter Eitelkeit so unerbittlich streng gegen diejenigen Anführer verfahren sei, die sich den Russen ergeben hatten.

B e i l a g e n .

I.

Arthur Görgeis erstes Schreiben an den Grafen von Rüdiger
(vom 24. Juli 1849).

Das geehrte Schreiben, welches Sie in der menschenfreundlichen Absicht, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, an mich gerichtet, giebt mit eine erwünschte Gelegenheit, Ihnen zu der Pünktlichkeit und der Tapferkeit, mit welcher Ihre Truppen Ihre Anordnungen vor unseren Augen ausgeführt haben, zu gratuliren und Ihnen zugleich die Versicherung zu geben, daß ich durchaus nicht abgeneigt wäre, auf ehrenhafte Bedingungen hin sogleich die Hand zum Frieden zu bieten, wenn es sich nur darum handelte, mich und die von mir befehligten Truppen aus einer uns von allen Seiten her bedrohenden Gefahr zu retten. Aber es handelt sich darum, mein unglückliches, von Gefahren bedrohtes Vaterland, dessen politische Existenz der Kaiser von Oesterreich und seine nächste Umgebung ungerechter Weise und dem geleisteten Eide zuwider zu vernichten bemüht sind, zu retten. Seine Majestät der Kaiser von Rußland, durch falsche Berichte über das, was der größere und bessere Theil Ungarns wollte und will, wahrscheinlich irregeleitet, hat jenem die Hilfe Seines mächtigen Armes angeboten.

Bei der Heiligkeit des hohen Zieles, dem wir unser Leben geweiht, müssen Sie selbst, als Mann von Ehre und als tapferer Krieger, erkennen, daß jede kleinliche Rücksicht auf unser eigenes Wohl bei Seite bleiben muß; daß wir als Ehrenmänner kämpfen müssen, bis unsere friedlichen Mitbürger gegen die Gefahr der Unterjochung geschützt sind, oder bis wir im ungleichen Kampfe rühmlich zu Grunde gehen.

¹ Komorn, wo Rlapka den hartnäckigsten Widerstand geleistet hatte, ergab sich erst am 27. September.

Dies ist meine Antwort als Krieger und als Anführer der mir von der Regierung anvertrauten Truppen.

Ich hoffe, jeder ungarische Truppenanführer denkt wie ich, hieraus aber können Sie leicht schließen, daß es schwer halten wird, Ungarn durch abgesonderte Unterhandlungen mit den verschiedenen Truppenanführern zu beruhigen.

Wenn Sie aber wirklich Ungarn zu schonen und dieses arme Land für die Zukunft vor den Schrecknissen des Krieges zu bewahren wünschen, und wenn Seine Durchlaucht Ihr Vorgesetzter es für angemessen erachten sollte, mich von den Bedingungen in Kenntniß zu setzen, unter welchen Ungarn mit dem Kaiser von Rußland Frieden schließen könnte, so würde ich es für meine heilige Pflicht halten, Wege zu geheimen Verhandlungen zwischen Sr. Durchlaucht Ihrem Vorgesetzten und der ungarischen Regierung offen zu halten und dieselben zu erleichtern.

Die Lage Ungarns genau kennend, kann ich Rußland in diesem Falle die Aussicht auf einen günstigeren Erfolg zusichern, als es der sein würde, den es nach bedeutendem Blutvergießen und sogar nach der Bezwingung Ungarns erlangen könnte.

Der Kaiser von Rußland gilt allgemein für gerecht, ich bin derselben Meinung; aber dann haben nur lügenhaften Berichte ihn dazu bringen können, seine tapferen Truppen zur Unterjochung eines Volkes herzugeben, welches sein eigener König durch wiederholten Verrath zum verzweifelten Kampf auf Tod und Leben für die Sicherung seiner gesetzlichen Existenz gezwungen hat.

Welches auch die Folgen dieser Zeilen sein mögen, nehmen Sie die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung entgegen, welche mir Ihr menschenfreundliches Verfahren gegen uns, die bisher nur die beispiellose Grausamkeit der österreichischen Generale erfahren hatten, eingeflößt hat.

II.

Schreiben Arthur Görgeis an den Grafen von Rüdiger,
datirt Alt-Brad, den 11. August, 9 Uhr Abends.

Sie kennen gewiß die traurige Geschichte meines Vaterlandes. Ich verschone Sie demnach mit einer ermüdenden Wiederholung aller jener auf unheimliche Weise zusammenhängenden Begebenheiten, welche uns immer tiefer in den Verzweilungskampf, erst um unsere legitimen Freiheiten, dann um unsere Existenz verwickelten.

Der bessere und, ich darf behaupten, auch der größere Theil der Nation, hat diesen Kampf nicht leichtsinnig gesucht, wohl aber mit Hilfe vieler Ehrenmänner, welche zwar nicht der Nation angehören, durch ihre

Verhältnisse zu derselben jedoch mit darin hineingezogen wurden, ehrlich, standhaft und siegreich bestanden.

Da gebot es die Politik Europas, daß Seine Majestät der Kaiser von Rußland mit Oesterreich sich verbinde, um uns zu besiegen und den ferneren Kampf für Ungarns Verfassung unmöglich zu machen.

Es geschah!

Viele der echten, wahren Patrioten Ungarns haben dies vorausgesehen und warnend vorausgesagt.

Die Geschichte unserer Tage wird es einst enthüllen, was die Majorität der provisorischen Regierung Ungarns dazu bewog, ihr Ohr vor jenen warnenden Stimmen zu verschließen.

Die provisorische Regierung ist nicht mehr.

Die höchste Gefahr hatte sie am schwächsten gefunden.

Ich, der Mann der That, aber nicht der vergeblichen, erkannte ein ferneres Blutvergießen als unnütz, als unheilbringend für Ungarn, wie ich dies bereits im Beginn der russischen Intervention erkannte: ich habe heute die provisorische Regierung aufgefordert, unbedingt abzudanken, weil ihr Fortbestehen die Zukunft des Vaterlandes nur von Tage zu Tage trüber, bedauernswerther gestalten könne.

Die provisorische Regierung erkannte dies und dankte freiwillig ab, die höchste Gewalt in meine Hände niederlegend.

Ich benutze diesen Umstand nach meiner besten Ueberzeugung, um Menschenblut zu schonen, um meine friedlichen Mitbürger, welche ich ferner zu vertheidigen zu schwach bin, wenigstens von dem Elende des Krieges zu befreien, indem ich unbedingt die Waffen strecke und dadurch vielleicht den Impuls gebe, daß die Führer aller von mir getrennten Abtheilungen der ungarischen Streitmacht, gleich mir erkennend, daß dies gegenwärtig für Ungarn das Beste sei, in Kurzem das Gleiche thun.

Ich vertraue hierbei auf die vielgerühmte Großmuth Sr. Majestät des Zaren, daß er so viele meiner braven Kameraden, welche durch die Macht der Verhältnisse, als frühere österreichische Officiere, in diesen unglücklichen Kampf gegen Oesterreich verwickelt wurden, nicht einem traurigen, ungewissen Schicksale, und die gebeugten Völker Ungarns, welche auf seine Gerechtigkeitsliebe bauen, nicht wehrlos der blinden Rachewuth ihrer Feinde preisgeben werde. — Es dürfte ja vielleicht genügen, wenn ich allein als Opfer fielen.

Diesen Brief adressire ich an Sie, Herr General, weil Sie es waren, der mir zuerst Beweise jener Achtung gab, welche mein Vertrauen gewonnen.

Beeilen Sie sich, wenn Sie fernerm unnützen Blutvergießen Einhalt thun wollen, den traurigen Act der Waffenstreckung in der kürzesten Zeit,

jedoch der Art möglich zu machen, daß er nur vor den Truppen Seiner Majestät des Kaisers von Rußland stattfinde, denn ich erkläre feierlich, lieber mein ganzes Corps in einer verzweifelten Schlacht, gegen welche Uebermacht immer, vernichten zu lassen, als die Waffen vor österreichischen Truppen unbedingt zu strecken.

Ich marschiere morgen, den 12. August, nach Bilagos, übermorgen, den 13. August, nach Boros Jenö, den 14. nach Beel, welches ich Ihnen aus dem Grunde mittheile, damit Sie sich mit Ihrer Macht zwischen die österreichischen und meine eigenen Truppen ziehen, um mich einzuschließen und von jenen zu trennen. — Sollte dieses Manöver nicht gelingen und die österreichischen Truppen mir auf dem Fuße folgen, so werde ich ihre Angriffe entschieden zurückweisen und mich gegen Groß-Wardein ziehen und auf diese Weise die kaiserlich russische Armee erreichen, vor welcher allein sich meine Truppen bereit erklären, die Waffen freiwillig niederzulegen.

Ich erwarte Ihre geehrte Antwort und zwar in der kürzesten Frist und schließe mit der Versicherung meiner unbeschränkten Hochachtung.

III.

Arthur Görgeis drittes Schreiben an den Grafen Rüdiger
(Bilagos, den 13. August).

Indem ich mit den von mir befehligten ungarischen Truppen die Waffen freiwillig vor den Truppen Sr. Majestät des Kaisers von Rußland strecke und mich mit meinen tapferen Kameraden ohne Bedingungen unterwerfe, halte ich es für Pflicht, Ihnen, Herr General, unsere bescheidenen Wünsche vorzulegen und Sie ergebenst zu ersuchen, uns zur Gewährung derselben Ihre Mitwirkung bei Sr. Durchlaucht, Ihrem Vorgesetzten, und bei Sr. Majestät dem Kaiser von Rußland nicht zu versagen.

Die Bitten meiner Kameraden gehen dahin:

1) daß sie nicht den Oesterreichern wie Verbrecher ausgeliefert würden, denn diejenigen unter ihnen namentlich, die früher im österreichischen Dienste gestanden, hätten dann zu fürchten, daß man mit ihnen in einer Art verführe, die ihr Leben und wohl gar ihre Ehre gefährden könnte;

2) daß alle Officiere die Erlaubniß erhielten, ihre Seitengewehre zu tragen, wogegen jeder von ihnen sein Ehrenwort geben würde, von dieser Gunst keinen Mißbrauch während der Gefangenschaft zu machen;

3) daß denjenigen von ihnen, die in russische Dienste zu treten wünschten, diese Bitte nicht abge schlagen würde;

4) daß das bewegliche Eigenthum eines Jeden, der sich freiwillig unterwirft, wie z. B. das Gepäck, die Pferde und dergleichen mehr, den Eigenthümern gnädigst verbleibe;

5) daß, wenn durch eigenmächtigen Beschluß der österreichischen Regierung das ungarische Papiergeld entwerthet werden sollte, uns die Möglichkeit gegeben würde, dasselbe gegen cursirendes Geld einzuwechseln, denn sonst würden wir, da wir kein anderweitiges Geld haben, sogleich den bittersten Sorgen wegen unseres Unterhaltes ausgesetzt sein.

6) Da uns das bevorstehende Schicksal Ungarns nicht bekannt ist und da es möglich ist, daß alle, die an diesem Kampfe Theil genommen, das Schaffot oder im günstigsten Falle die Verbannung erwartet, wenn Se. Majestät der Kaiser von Rußland, den, wie bekannt, Großmuth und Gerechtigkeitsliebe beseelen, Ungarn Seine mächtige Fürsprache versagte, so wagen wir es alle zusammen, nicht nur für uns selbst, sondern auch für alle unsere Mitbürger um diese großmüthige Fürsprache Sr. Majestät des Kaisers zu bitten, damit das arme, so vielfach schon heimgesuchte Land nicht noch neue Leiden zu erdulden habe.

Zugleich mit uns unterlegen viele Personen vom Civilstande zur Beruhigung ihres Vaterlandes freiwillig die Entscheidung über ihr Schicksal dem Wohlermessen Sr. Majestät des Kaisers von Rußland. Diese Personen des Civilstandes werden in Bilagos bleiben und dort das Eintreffen einer kais. russischen Commission erwarten, die beauftragt wäre, ihre Personen sowohl, wie auch das sich dort befindende Staatsseigenthum in Empfang zu nehmen.

IV.

Abchrift des von Arthur Görgei an den Herrn von Damjanics,
Commandanten der Festung Arad, gerichteten Briefes.

Pis-Zenö, den 14. August 1849.

Lieber Freund Damjanics!

Wozu ich mich nach reifer Ueberlegung entschlossen hatte, dies habe ich gestern durchgeführt. Alles, was unter meinem Commando stand, und eine Menge Abtheilungen, welche erst nachträglich sich unter mein Commando meldeten, haben unbedingt die Waffen gestreckt und erfahren nun eine Behandlung, welche uns überrascht, beinahe beschämt; denn versuche ich es, den umgekehrten Fall anzunehmen, so glaube ich kaum für ein so charmantes, chevalereskes Benehmen aller unserer Officiere gegen feindliche Kriegsgefangene unbedingt garantiren zu können. Ich theile Dir dies mit, weil es Dir vorläufig das Interessanteste sein muß. Und nun gehe ich zur Antwort auf Dein Schreiben über, welches ich durch Deine beiden Parlamentäre erhielt und dem General Grafen von Rüdiger mittheilte. — So wie Du, wollte auch ich Bedingnisse machen, und die höfliche zwar, aber ganz bestimmte Antwort war: „Die kais. russische Armee sei nicht nach Ungarn gekommen,

um zu unterhandeln, sondern um zu schlagen“ — und dieselbe Antwort gilt auch Dir und allen anderen Truppen- und Festungscommandanten. Es bleibt also jedem unserer Commandanten überlassen, zu erwägen, welche Pflicht heiliger sei, ob die, für seinen persönlichen Ehrgeiz bedacht zu sein und demselben das Leben und die Gesundheit von Vielen zu opfern, oder ob die, das Vaterland und die friedlichen, unglücklichen Bewohner desselben vor fernerer Kriegsnoth zu bewahren.

Meine Ansicht und die der Tapfersten unter meinen Kameraden ist es, daß wir gar keine Pflicht mehr zu erfüllen haben, als die, unserem armen, vielbedrängten Vaterlande alle Leiden zu ersparen, für welche wir ihm gar keine Entschädigung mehr zu bieten im Stande sind. Ueberlege dies und glaube mir, daß ich die traurige Erfahrung gemacht habe, wie gerade diejenigen, welche sich im Momente der Gefahr am feigsten benehmen, in ähnlichen Momenten, wo sie keine Gefahr mehr zu befürchten haben, das größte Maul machen.

Der Ausspruch Seiner Hoheit des Herrn Feldmarschalls Fürsten Paskewitsch ist, daß er keine Bedingnisse in vorhinein annehmen könne, daß er aber glaube, das Vertrauen der Festungsbesatzung durch die Art, wie wir behandelt werden, verdient zu haben. In Unterhandlungen könne Se. Hoheit sich schon deshalb nicht einlassen, weil es Ihm dann unmöglich wäre, das österreichische Cernirungscorps durch ein russisches zu remplaciren, was in dem Falle einer unbedingten Uebergabe der Festung an die Truppen Seiner Majestät des Zaren leicht geschehen könne und müsse.

Ich darf Dir, dem Commandanten der Festung, weder befehlen, noch rathen; ich darf Dich höchstens bitten, Du möchtest Dein Herz mehr der Humanität, als dem Ehrgeize öffnen.





Das Spiel.

In bedeutender Psychologe der Neuzeit hat die auch von anderen Seiten bestätigte Behauptung ausgesprochen, daß die allgemeine Glückseligkeit überraschend zugenommen habe, daß die Summe derjenigen Individuen, welche subjectiv glücklich, d. h. welche zufrieden sind, eine weit geringere ist, als in früheren Generationen. Es muß diese Beobachtung um so mehr wunder nehmen, als die objectiven Quellen für irdisches Glück, die Güter dieser Erde, durch die gewaltigen Fortschritte der Technik und der Naturkenntniß im höchsten Grade gesteigert worden sind und als die sog. Wünsche der Völker, die Bestrebungen des Zeitgeistes, wenigstens in viel höherem Maße Erfüllung gefunden haben, als dieselbe vergangenen Zeitaltern zu Theil geworden ist.

Blickt man aber tiefer in das Getriebe des menschlichen Lebens hinein, so wird man nicht umhin können, mit der Berechtigung dieser Behauptung auch deren innere Gründe zu erkennen. Jede Zeit hat ihren Kummer und ihre Sehnsucht. Während eine frühere Periode, abgestoßen von dem Treiben des öffentlichen Lebens, unbefriedigt von den kleinlichen Interessen der Straße und des Hauses, sich der sog. Europamüdigkeit ergab und bei den Wilden als „besseren Menschen“ die Reinheit der Empfindungen und Seelentriebe zu finden glaubte, welche sie bei den Angehörigen der eigenen Heimath vermißte, während damals die Rückkehr zu der „reinen Natur“, wie sie Rousseau und viele Andere lehrten, das Lösungswort der Weltflüchtigen wurde und sie in die Robinsoniaden, die Insel Felsenburg und zusammen mit Paul und Virginie in die erträumten Reize phantastischer Emden hineintrieb — hat die heutige Zeit die Vergeblichkeit dieser Flucht längst eingesehen und sich in die ihr jetzt viel sympathischere Arbeit am öffentlichen Leben, an

Staat und Familie, Kirche und Schule mit aller Macht, mit ihrem ganzen Denken und Sein hineingeworfen, dabei aber eine neue Krankheit erzeugt, welche in viel schlimmerem Grade wüthet, als einst die Weltflucht der Europamüden. Während es damals die Leere des Lebens war, welche die Sehnsucht nach anderweitiger Ausfüllung hervorrief, welche die Menschen nur in der Fata Morgana der Phantasie ein geträumtes Glück finden, die Romantiker nach der „blauen Blume“ suchen ließ, deren Anschauen das ewig unbefriedigte Sehnen der Seele ausfüllen würde und endlich in der grollenden Weltverachtung von Lord Byrons Child Harold ihren Gipfelpunkt erreichen ließ — ist es heute gerade die Ueberreizung durch das Leben, welche das Streben nach Ruhe um jeden Preis, nach Ausspannung aus dem aufreibenden Joche der Weltarbeit, nach Freiheit von den Frictionen der Berührungen mit den Nächsten — wie sie Fürst Bismarck genannt hat — hervorgerufen hat. Wir sind alle Glieder einer Maschine geworden, die uns nicht mehr losläßt. Immer geringer wird die Zahl der Einzelnen, welche sich von den Drehungen des Weltenrades freizumachen vermögen. Das Gefühl der Verantwortlichkeit, dieser Mörder des Schlafes und des Seelenfriedens, ist mit der größeren Theilnahme an den Pflichten des Ganzen gewachsen, und mit der größeren Möglichkeit, sich die äußeren Bedingungen des Lebens selbst zu gestalten, wächst auch die Sorge um die Zukunft aller derer und alles dessen, welche Einem anvertraut sind.

Vergebens flieht das ermüdete Kind der Neuzeit, wenigstens zeitweilig, wenn die Natur durch verdoppelten Reiz es ladet, den Schauplatz seiner bisherigen Thätigkeit. Wohl ändert sich seine Umgebung, und statt auf Haus und Straße, Schule und Behörde, fällt sein Blick auf Wald und Flur, Gebirge und Meer. Hinter ihm schlagen die Büsche der Walbeinsamkeit, jenes Universalmittels der Müden, jenes vielbesungenen Seelenrecepts der romantischen Schule, zusammen — aber mit ihm geht immer er selbst, seine Sorgen und sein Streben und vor Allem der für die Jetztzeit wesentlichste Körperrheil des Menschen: seine Nerven. Sie vertragen nicht die Ruhelosigkeit seines Alltagslebens, sie fuhren auf, wenn in dasselbe ein neuer, fremder Ton gleich einem Weckruf zu neuer Arbeit, zu neuer Verantwortlichkeit hineindrang, wenn der Schrei eines Kindes, das Anschlagen eines Klaviers, der Laut einer fremden Stimme die Concentrirung der Arbeit unterbrach — aber sie vertragen auch nicht die Arbeitslosigkeit des Ferienlebens, die Thatenlosigkeit der Natur. Wohl sehnen sie sich nach dem Aufhören der Sorgen der Verantwortlichkeit, nach der Stillung der Denkschmerzen. Aber nicht in dem Aufhören der Thätigkeit, nicht in dem Freisein von Gedanken liegt die Erlösung. Das Ungefügigsein, die Atarassia der Griechen, uns hilft sie nichts mehr, die stets der Hauptkühnenfried begleitet, wir selbst.

Ein wirklicher Sieg, eine wahre Ueberwindung dieser zehrenden Nervenkrankheit, welche den Gang unseres Uhrwerkes so lange beschleunigt, bis sie dasselbe aufreibt, wird nur demjenigen geboten, welcher erkennt, daß alle die Thätigkeit, alle die Interessen des Tages vorübergehende sind und keinen Selbstzweck besitzen, welcher sich stets des alten Liedes bewußt bleibt: „Ich bin ein Gast auf Erden!“

Aber vorübergehend kann uns eine Thätigkeit von den Schmerzen unserer Arbeit und unserer Gedanken befreien, welche wir — wie vieles andere Herrliche — unseren Kindern abgelauscht haben, eine Thätigkeit, welche uns aus dem Leben der Zeit herausreißt, den äußerlichen Zwecken des Lebens entfremdet und sich selbst dabei einen Phantasiezweck erschafft, welche frei von Verantwortlichkeit und doch reich an Interesse für denjenigen bleibt, dem Denken und Phantasiren an sich, ohne greifbare Errungenschaften noch Freude macht. Diese Thätigkeit ist das Spielen. Hier ist zugleich zeitweilige Ausfüllung für den, der sich leer fühlt, und zeitweilige Ausspannung für den Nervösen. Hier herrscht Ruhe gegenüber den Sorgen der Existenz und doch Arbeit genug, um selbstquälerische Gedanken fern zu halten. Das Spiel an sich ist weder so geringfügig, um die Beachtung des ernstesten Menschen nicht zu verdienen, noch so unmoralisch, um aus dem Reiche der erlaubten Sitte verwiesen zu werden. Es ist die naturgemäße Reaction gegen das Ueberwuchern irdischer Interessen und die berechtigte Erholung von der Arbeit im Dienste dieser Welt. Gerade die Jetztzeit, welche im Gegensatz zu der beständig im Spiel der Phantasie lebenden Zeit Jean Pauls leicht an Nichtachtung dieser „unwürdigen“ Thätigkeit laborirt, welche, wie wir sehen werden, das Spiel vielfach in eine irdische Arbeit verwandelt und deshalb in die große Maschine des Weltgetriebes einzugliedern versucht hat — so das Spiel in sein Gegentheil umbildend — kann nicht genug auf die wahre Bedeutung desselben und auf seine schöne Mission verwiesen werden.

Es ist nicht richtig, wenn man, wie häufig geschieht, das Spiel als die zwecklose Thätigkeit in einem Reich der Phantasie definiert. Denn jedes Spiel, das Spiel der Kinder wie der Erwachsenen, hat stets seinen Zweck. Nur macht es sich ihn selbst, nur gehört der Zweck mit zu dem phantastischen Gebäude, welches die Muse des Spiels geschaffen hat. Das Kind setzt sich in allen seinen Spielen stets einen Zweck, welchem es dann mit ganzer Seele nachjagt, mag derselbe nun in dem Auffinden des versteckten Kameraden oder in dem Errathen der gestellten Aufgabe zc. bestehen. Und auch der Erwachsene, dessen Spiele regelmäßig in unter bestimmten Bedingungen sich abspielenden Wettkämpfen mit Genossen bestehen — er hat stets einen Zweck, nämlich den, das Spiel zu gewinnen, sonst — versteht er nicht zu spielen. Nur darf der Zweck des Spiels nicht ein sog.

ernster Zweck sein, d. h. er darf nicht zu der Arbeit des Berufs der Spieler gehören, nicht im Zusammenhange mit deren Stellung in der Maschine der Welt stehen. Das Spiel darf nicht dieselben Sorgen, dieselbe Verantwortlichkeit wachrufen, von denen es befreien will, es muß bleiben, was es in der Kindheit war: eine Dase in dem trockenen und heißen Dasein der Welt.

Daher wird es je nach der Entwicklung und den inneren Bedürfnissen verschiedene Formen annehmen müssen, um das Interesse des Spielers zu erregen und wachzuhalten. Das Kind lebt noch im reinen Reich der Phantasie. Ihm gestaltet sich das ganze Leben zum Spiel, das Kissen zur Puppe, der Stuhl zum Soldaten, das ganze Haus zum Zauberthron. Je unähnlicher die Wirklichkeit dem geträumten Object ist, je mehr die eigene Phantasie hinzuthun muß, um das letztere herzustellen, um so lieber wird es dem Kinde, um so freier disponiren seine Spiele über die Sache, und gern läßt es die theure, bis zur höchsten Menschenähnlichkeit ausgestaffirte Puppe stehen, um zum alten „Kissenkinder“ oder unwickelten Holzschiff zurückzukehren. Hier findet es seine eigene Domäne, die nicht durch störende Rücksichten auf die Wirklichkeit, auf die Zerbrechlichkeit der Sache, auf die Fertigkeit der der Phantasie gar nicht mehr bedürftigen modernen Production der freien Willkür des Kindes entzogen wird. — Je älter es ist, desto mehr verlangt das Kind nach wirklicher Thätigkeit im Spiele, nach Befriedigung irgend eines Triebes, nach Ausfüllung irgend eines Platzes in der Seele. So beginnen denn die Concurrrenzspiele der Jugend, welche, anfangs mit körperlicher, dann mit geistiger Thätigkeit verbunden, die Kräfte der Seele und des Körpers durch Steckerung selbstgewählter, an sich gleichgiltiger Ziele anfeuern und beleben. Auch der Erwachsene hat sich in manchem körperlichen Spiele (Regelspiel, Billardspiel) und in den sog. jeux d'esprit seinen Bedürfnissen angepaßte Reste dieser Kinderspiele erhalten, und wohl dem Menschen, der sich auch im Alter die Fähigkeit bewahrt hat, sich in diese scheinbar zwecklosen Schonplätze des Lebens zu verlieren.

Allein diese der Kindheit entstammenden Concurrrenzkämpfe können auf die Dauer nur dann dem reifen Menschen einen wirklichen Reiz bieten, wenn sie durch die Intensivität ihres Denkprocesses oder durch das Spannende ihres Verlaufes den Spieler über die sog. „Zwecklosigkeit“ der Beschäftigung hinwegtäuschen. Sie sind daher meist durch die eigentlichen Unterhaltungsspiele, das Schachspiel, das Kartenspiel, Dominospiel u., verdrängt worden. Hier sind es die strengen, dem Reiche der Wirklichkeit entnommenen Spielgesetze, welche die Spielenden vor der regellosen Willkür schützen, den Geist zu bestimmten Combinationen nöthigen, deren Richtigkeit dann die reine Spielfreude wachruft, vor Allem aber durch das Mit hineinspielen des Zufalles die Spannung hervorrufen, welche stets das Ueberraschende,

das vom menschlichen Willen Unabhängige erzeugen wird. Herrlich erscheint dem Menschen die unerwartete Gabe des Zufalls, weit herrlicher als die in Gedanken längst voraus gekosteten Erfolge der mühevollen Arbeit. Darum nennt der Mensch diese Zufallsgabe „Glück“ im engeren Sinne, und Schiller preist in einer gewaltigen Ode diese unverdiente Gabe der Götter:

„Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren,
 Alles Höchste es kommt frei von den Göttern herab:
 Wie die Geliebte dich liebt, so kommen die himmlischen Gaben:
 Oben in Jupiters Reich herrscht, wie in Amors, die Günst.“

Oder an einer anderen Stelle:

„Auf dem geschäftigen Markt, da führe Themis die Waage,
 Und es messe der Lohn streng an der Mühe sich ab:
 Aber die Freude ruft nur ein Gott auf sterbliche Wangen.
 Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu seh'n.“

Dieser Reiz des unverdienten Geschenkes des Schicksals ist es, welcher die Spiellust erhöht und welcher aus dem Spiel eine Beschäftigung gemacht hat, der die ganze Menschheit huldigt und ihre freie Zeit — ja häufig auch die gebundene — widmet.

Und hier ist der Punkt, von welchem aus auch das Recht sich genöthigt gesehen hat, das Spiel als Gegenstand des Rechtes zu behandeln und dessen Schranken zu ziehen, damit nicht die ganze Menschheit zum Spieler werde und die natürliche Ausnahme zur ungesunden Regel umgestalte. Von jetzt an wird die Geschichte des Spiels die Geschichte eines Rechtsinstituts.

Es ist nicht uninteressant, den Augenblick zu beobachten, mit welchem die Rechtswissenschaft irgend einen Vorgang des täglichen Lebens in den Kreis ihrer Behandlung zieht. Es ist ein entschiedener Irrthum, zu glauben, daß nur solche Handlungen der Menschen ihre Aufmerksamkeit erregen, welche von denselben in dem vollen Bewußtsein ihrer juristischen Tragweite vollzogen werden, daß ein Act erst dann zu einem wirklichen Rechtsgeschäft werde, wenn er unter irgend welchen vorgeschriebenen Formen mit Rücksicht auf bestimmte wichtige Zukunftswirkungen abgeschlossen wurde. Ganz abgesehen davon, daß es nicht blos die Rechtsgeschäfte, sondern auch die Vergehen sind, welche die Thätigkeit des Juristen beanspruchen, gehören in den Kreis der Rechtsgeschäfte alle Vorgänge, welche mittelbar oder unmittelbar die Sphäre noch eines Anderen berühren, als die ihres Erzeugers, alle Ereignisse, welche eine Grenzziehung zwischen zwei Willensreichen erforderlich machen. Denn alles Recht ist eben eine Grenze für den Willen des Einzelnen. Wo die Willkür aufhört, fängt das Recht an. So vollziehen wir denn Rechtsgeschäfte, wenn wir Professoren unsere Vorlesungen anzeigen, wenn wir unsere Magd nach Brod schicken und wenn wir eine Gesellschaft zu Mittag

einladen. Es ist dabei ganz gleichgiltig, daß in den seltensten Fällen dieser Art es factisch zu einer rechtlichen Behandlung kommen wird.

So ist es denn kein Wunder, wenn die Jurisprudenz auch in ein Reich eingedrungen ist, welches durch seinen phantastischen Aufbau und seinen der Erholung wie der freien Laune gewidmeten Charakter sich vor der rauhen Berührung des Richters zurückziehen scheint, in das Reich des Spiels. Der Moment, mit welchem das Spiel ein Rechtsverhältniß wurde, ist nun folgender.

Unter Spielen verstanden wir diejenige Thätigkeit des Menschen, welche aus den Zwecken des ernstesten Menschenlebens heraustritt, um so den eigenen phantastischen Zweck zu verfolgen, welche durch ihre Form und ihre Bedingungen die Seele des Menschen ausfüllt, ohne durch ihr Ziel Sorgen, Verantwortung, Pflichten zu verursachen. Also Ausfüllung, Beschäftigung — ohne weitere Consequenzen — das ist die psychologische Grundidee des Spiels.

Aber während so das Spiel als Ganzes nicht in das Gewebe der Lebenszwecke hineingehört und keine ernstesten Erfolge für das Leben nach sich zieht, so sind doch die einzelnen concreten Spiele künstlich mit einem dem Leben entnommenen Zweck ausgestattet. Der Spieler will sich, im Ganzen genommen, durch Spielen nur zerstreuen, nur amüsiren; aber das einzelne Spiel will er — wie wir gesehen haben — gewinnen.

Sobald aber das einzelne Spiel so mit einem festen Zweck versehen worden ist, so fragt es sich für das Recht nur noch, ob dieser Zweck im bestimmten Falle so ernst gemeint wird, daß die Willenssphären der Spielenden sich wirklich darunter beugen sollen oder ob dieses Beugen selbst nicht aus dem Reiche der Einbildungskraft heraustritt. In Altersepochen, wo die Phantasie noch in ungeschwächter Kraft blüht, bedarf es — wie wir gesehen haben — der Ernstlichkeit der Spielgesetze nicht. Das Kind spielt blos „der Ehre halber“ — ihm genügt noch der Phantasiesieg. Der Erwachsene, welcher spielt, vermag diese Harmlosigkeit seines Zieles nur bei solchen Spielen zu ertragen, welche durch die Intensivität der dabei erforderlichen Thätigkeit, insbesondere des Nachdenkens, die Seele zeitweilig ganz ausfüllen und dabei durch die Strenge der Spielbestimmungen der individuellen Willkür nicht gestatten, durch Launen, durch leichtsinniges Wagen dem Spiel des Anderen sein Interesse zu nehmen, das Spiel zu verderben. Hierher gehört vor Allem das Schachspiel.

Überall dagegen, wo die Mannigfaltigkeit und Abwechslung der Combinationen nicht allein von der Willkür der Spieler abhängt, überall, wo das erwähnte Reich des Glückes das Spiel mitbeherrscht, da bedarf das Spiel der Erwachsenen eines Ballastes, einer Geldstrafe, welche den Leichtsin-

verhindert, ohne Grundlage sich jedes Spiels zu bemächtigen. Sonst würde man nur mit der größten Vorsicht seine Mitspieler wählen dürfen, denn nirgends zerstört ein nicht ganz passender, nicht ganz feinfühligter Nachbar so rasch das ganze Verhältniß, als in dem leicht aufgeführten Gebäude des Spiels. Ein leichtsinniger, ein den Spielusancen nicht gehorsamer Mitspieler vernichtet auch in den anderen bald alle Lust und alles Interesse am Spiel. Wird er aber für jeden egoistischen Leichtsinn durch einen kleinen wirklichen Verlust gestraft, so findet die Willkür zu Gunsten der Spielgerechtigkeit ihre Schranken. Das Spielen auf Geld hat somit eigentlich nur den Zweck, das Spiel zu verbessern und das leichtsinnige Spiel zu belasten, und nur in diesem Sinne hat das Spielen auf Geld seine innerliche Berechtigung. Der Kurs des Spieles, d. h. die Höhe des Geldeinsatzes, darf daher nur so weit steigen, bis dieser Zweck erreicht ist. Er muß sich also dem Spieler gerade fühlbar machen, ohne ihn wesentlich zu schädigen.

Mit der Einführung der Geldspiele war aber sofort die Gefahr gegeben, daß das Spielen zur Nebensache, der Geldgewinn zur Hauptsache und so aus jener erfrischenden Erholung, welcher die Menschheit innerhalb ihrer aufreibenden Thätigkeit bedurfte, die aufreibendste und verzehrendste Seelenaufspannung geschaffen werde, welche den Spielzweck in sein Gegentheil verkehrte. Am schroffsten mußte diese Entartung des Spiels da auftreten, wo jede eigene Gedankencombination fehlte, wo blos der Zufall über Gewinn oder Nichtgewinn entschied und also dieser letztere allein, nicht der Reiz der Denkarbeit die Seele ausfüllte. Zwar wird auch diese Art der Beschäftigung von der Jurisprudenz noch Spiel genannt, psychologisch aber ist sie kein Spiel mehr.

Damit hat aber die Rechtswissenschaft den Boden des wahren Spiels verlassen und eine neue Definition desselben schaffen müssen, welche über dessen ursprüngliche Grundlage hinausgeht. Unter Spiel oder Spielvertrag verstehen wir Juristen jetzt jede Abmachung, nach welcher vermögensrechtlicher Gewinn oder Verlust von einem an sich gleichgiltigen Ereigniß — mag dasselbe nun durch reinen Zufall oder durch die Geschicklichkeit der Spielenden oder durch beide zugleich hervorgerufen sein — abhängig gemacht wird. Hier ist der alte Boden verlassen, hier ist nicht mehr von der poetischen Gestaltungskraft der Phantasie die Rede, dagegen blos das Vorhandensein eines Vermögensinteresses zum nothwendigen Bestandtheil des Spiels im juristischen Sinne gemacht worden.

Allein das Recht behielt das Bewußtsein der ursprünglich vorhandenen „Zwecklosigkeit“ des Spielens und wagte es daher nicht, das bloße Streben nach Gewinn, die bloße Belohnung der unproductiven Beschäftigung vollständig zu unterstützen. Es machte insofern einen Unterschied, als es eine Gattung von Spielen, bei welchen wirklich eine Art von geistiger Arbeit

vorlag, ausschied und als erlaubte Spiele denjenigen gegenüberstellte, welche wegen ihres Mangels an inhaltlichem Interesse blos den Geldeinsatz als Inhalt anerkannten. Diese letzteren, welche naturgemäß weit gefährlicher für das Vermögen der Spielenden werden mußten, besaßen und besitzten als unerlaubte oder sog. Hazardspiele gar keine Giltigkeit und gar keinen Rechtsschutz. Dagegen werden die erlaubten Spiele zwar auch nicht eine Einklagung ihres Gewinnes gestatten, aber die einmal bezahlte Spielschuld darf hier wenigstens nicht zurückgefordert werden.

Von diesem an sich inconsequenten Begriff des Spieles hat man nun in neuerer Zeit noch eine weitere Ausdehnung zu bilden versucht, indem man auch eine Reihe von Börsengeschäften heranzog, bei welchen gleichfalls blos der reine vom Zufall abhängige Geldgewinn ohne sonstigen wahren Inhalt den Zweck des Geschäfts bildet und bei welchen je nach der Aenderung des Curses große Geldsummen von dem Einen zum Anderen flossen. In neuester Zeit sind manche Staaten gegen diese gewiß sehr gefährlichen Geldoperationen eingeschritten, sie den Hazardspielen gleichstellend. Ein wahres Spiel bilden diese Geschäfte schon deswegen nicht, weil hier die ursprüngliche Absicht nicht auf die bloße Erholung durch Phantasiethätigkeit, sondern direct auf den Geldumsatz gerichtet war. Aber ein schlagendes Beispiel für die Verwandlung der Auffassung des Spielbegriffs bieten dieselben noch heute.

Von den Zufalls- oder Hazardspielen sind es nur zwei, welche die Staaten als erlaubte bezeichnet haben, aber nur deswegen, weil sie selbst die Hauptspieler in denselben geworden sind. Es sind dies das Lotteriespiel oder Lotto und die Verloosung oder das Ausspielgeschäft. Das Lotteriespiel besteht in dem Verkauf von Loosen oder Lotteriescheinen, d. h. Scheinen über die Theilnahme an der Loosziehung durch einen Unternehmer, welcher bald der Staat selbst, bald eine staatlich concessionirte Person ist. Für Gewinnen oder Verlieren des einzelnen Looses besteht ein Lotteriesplan, welcher bekannt gemacht sein muß. Der Verlust besteht in der Einbuße des Einsatzes, bisweilen auch aus seinen Zinsen, der Gewinn hängt vom reinen Zufall, d. h. von der blinden Wahl der einzelnen Gewinnstnummern durch einen Unbetheiligten ab. Diese Lotterien kommen, insbesondere wenn sie mit einem Staatsanlehen verbunden sind, in den mannigfaltigsten Combinationen vor. — Bei der Verloosung wird eine Anzahl von Effecten unter einer bestimmten Zahl von Theilnehmern in der Weise repartirt, daß dieselben durch ein Spiel unter sich bestimmen, wem von ihnen die einzelnen Sachen zufallen sollen.

Mit dem Spiel ist in der Rechtswissenschaft endlich noch eine andere Abmachung zusammengestellt worden, welche einige äußerliche Aehnlichkeit mit

demselben besitzt, aber in ihrem Ausgangspunkt und Ziel sich wesentlich von demselben unterscheidet. Dies ist die Wette. Unter der Wette versteht man die Uebereinkunft, bei welcher die Parteien von der Thatsache der Richtigkeit einer von dem Einen ausgesprochenen Meinung Gewinn und Verlust abhängig machen. Hier ist also keineswegs die bloße Erholung und Unterhaltung, sondern der mehr ethische Gesichtspunkt der Bewahrheitung, das sog. Recht behalten der Zweck, der Gewinn nur die willkürlich fixirte Folge, welche bloß zeigen soll, mit welchem Interesse die Contrahenten an ihrer Meinung haften. Solche Wetten sollen daher vollständig klagbar sein, sobald sie ernstlich gemeint sind, keine unsittlichen Zwecke verfolgen und die Wetsumme nicht im Mißverhältniß zu dem Vermögen des Wettenden steht. Aber auch die Wette hat in neuerer Zeit vielfach ihren innerlichen Charakter verloren, indem oft das Interesse an der Bewahrheitung der eigenen Meinung gar nicht vorhanden ist und das Gewinnen den einzigen Zweck bildet. So gehen z. B. die Wetten bei Pferderennen in die reinen Hazardgeschäfte über.

Für die Rechtswissenschaft hat somit das Spiel heute seine Harmlosigkeit, seine edle Zweckfreiheit verloren. Die Nervosität der Zeit beginnt aus dem Spiel bitteren Ernst zu machen und entkleidet dasselbe zugleich vielfach der freien Heiterkeit, welche seine schönste Mitgabe bildete. Das Recht ist außer Stande, durch seine Verbote die verloren gehende Innerlichkeit der Willensrichtung wiederherzustellen. Hier kann nur das innere Leben des Menschen, nicht die äußere Säkung heilend eintreten.

Wohl mag die Menschheit sich durch allzu große Hingabe an das Spiel, ja durch Verwandlung von Arbeit und Lebensaufgaben in Spiel in früherer Zeit vielfach versündigt und so die Strafe herbeigeführt haben, welche ihr jene zeitweilige Rückkehr in die Unschuld des Paradieses zu rauben droht. Wohl ist manche Pflichterfüllung durch Spielen mit und in der Pflicht gescheitert, manche Energie durch die Gewöhnung zu spielen ertödtet worden. Das Spiel hat ewige Kinder erzeugt, welche nie den Ernst und das Opfer wirklicher Berufstreu gefunden und die, auch wenn sie nicht so weit erschlafften, doch das ganze Leben in ein geistreiches Spiel auflösten. Ist doch Deutschlands geistvollster Humorist, Jean Paul, von Anderen als ein durch sein Leben hindurch spielendes Kind bezeichnet worden. Und wie viele sind nicht durch das ewige Spiel mit der Phantasie zu Märtyrern der letzteren geworden, welche zwar alles irdische Leid durch ihre realistisch ausgemalten Lustschlösser sich selber ersetzen, aber jedes Lebensschicksal, jedes Verhältniß zu Anderen, zu Weib und Kind, zu Freunden und Feinden in sich anders gestalteten, als die Wirklichkeit es bot, dadurch Alles und Jeden immer falsch auffaßten, mißverstanden und abstießen, bis sie zu Einsiedlern ihrer spielenden Phantasie oder zu Bewohnern einer Zelle des Irrenhauses herabsanken.

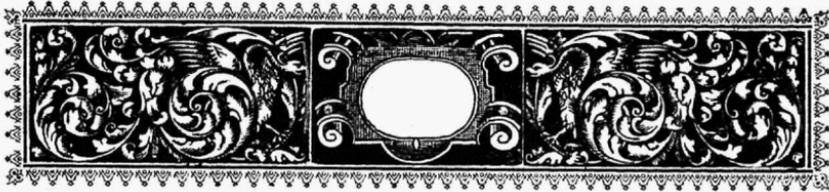
Und noch gewaltiger sind die Gefahren, wenn der Spieltrieb der Gewinnspiele seine heitere Harmlosigkeit verliert, wenn er als Dämon sich aller Seelenkräfte des Menschen bemächtigt und ihn zu dem Wahnsinn eines Kampfes mit dem Schicksal, eines Berechnenwollens des Unberechenbaren, eines Beherrschenwollens des Unbeherrschbaren treibt. Dann steht das Bild des vollendeten Spielers vor uns, der sein Alles, seine Kräfte und die ihm anvertrauten Menschen der ihn beherrschenden Leidenschaft, gemischt aus Gewinnsucht und Aberglauben, aufopfert. Ueberall liegt hier der Auswuchs, liegt der Sündenfall des Spielens vor, bei welchem das Spiel seinem Ziele und seinem Wesen, nur der Erholung zu dienen, nur eine Ausnahme im Pflichtenleben zu bilden, entfremdet worden ist.

Wo aber dies nicht der Fall ist, wo das Spiel seine herrliche Mission behalten hat, zeitweilige Ausspannung zu ermöglichen, wo die verdiente Erholung es herbeiruft, da bleibt es uns eine Oase in der Wüste dieses Daseins, eine Erinnerung an das goldene Land der Harmlosigkeit und Unschuld, dem wir entstammen und von dem wir träumen. Wer nicht mehr spielen kann, der kann nicht mehr das tendenzlose Schöne genießen. Denn der nächste Verwandte des Spiels ist die Kunst. Nicht mit Unrecht nennt man daher das Erzeugniß der dramatischen Muse ein Schauspiel. Auch die wahre Poesie, auch die wahre bildende Kunst hat keine ersten Zwecke außer sich, und wo ein Dichtwerk besondere außerhalb der Poesie belegene ernste Tendenzen verfolgt, da verleugnet es seinen wahren Charakter, da verzichtet es auf den vollen und ganzen Eindruck auf die Seele des Hörers — denn „man merkt die Absicht und man wird verstimmt“.

Blicken wir auf die ewigen Lehrmeister des wahren Spiels, auf unsere Kinder. Von selbst, wie Pallas Athene aus dem Haupte ihres Erzeugers, bricht das fertige Spiel, immer neu sich gestaltend, aus ihrem kleinen Gehirn, in ewigen Variationen sich umbildend gleich dem Kaleidoskop. Hat es aber seinen auffrischenden und anregenden Beruf erfüllt, kommt das Kind zur Mutter und sagt: Was soll ich jetzt anfangen? dann schicke man es nicht mehr spielen, sonst verliert das Spiel seine unmittelbare Selbstgestaltung. Das wahre Spiel hat wie keinen Endzweck, so auch keine Veranlassung. Und wie mit den Kindern, so ist es auch mit den Erwachsenen. Denn auch für das Spiel heißt es wie für ein anderes größeres Reich, daß wir sie in Wahrheit nicht verstehen, „so wir nicht werden, wie die Kinder“!

Prof. C. Erdmann.





M i s c e l l e n .

Verhandlungen der dritten ordentlichen Generalsynode der evangelischen Landeskirche Preußens (eröffnet am 10. Nov. 1891, geschlossen am 3. Dec. 1891. Herausgegeben vom Vorstande der Generalsynode. Berlin 1892. 1266 S.)

Im Jahre 1879 ist zum ersten Male ein kirchliches Parlament für die acht alten Provinzen Preußens zusammengetreten. Die evangelische Landeskirche Preußens, welche bis dahin ganz consistorial verwaltet, d. h. von oben her regiert worden war und der es an einer eigenen aus den Gemeinden hervorgehenden Vertretung ihrer Interessen gefehlt hatte, begann damit die durch die eigenthümlichen Verhältnisse, unter denen die Reformation Luthers ins Leben trat, bedingte Verfassung zu modificiren und sich endlich den synodal organisirten Landeskirchen reformirten Bekenntnisses zu nähern. Das Bedürfniß nach größerer Selbständigkeit und Selbstverwaltung der Gemeinden und nach einer kräftigeren Bethätigung des Gemeindelebens auch außerhalb des eigentlichen Gottesdienstes hatte sich längst fühlbar gemacht. Schon Friedrich Wilhelm IV. hatte sich mit der Synodalgesetzgebung und der Freigebung der Kirche wiederholt beschäftigt; aber auch auf kirchlichem Gebiet trat nach den Stürmen der Revolutionsjahre eine schwer empfundene Reaction ein, welche einer selbständigeren Gestaltung der evangelischen Kirche feindlich war und die Reorganisation ihrer Verfassung auf lange Zeit hinaus verschob. Diese Arbeit wurde erst, nachdem die politische Neugestaltung Deutschlands ihren Abschluß gefunden hatte, in Angriff genommen. Die heutige Verfassung der preußischen evangelischen Landeskirche wird als consistoriale bezeichnet, welche viele synodale Elemente in sich aufgenommen hat. Regiert wird die

Kirche nach wie vor vom König auf Grund des ihm zustehenden Summe-episcopats, das Organ der Regierung sind der evangelische Oberkirchenrath und die Consistorien. Diesen zur Seite stehen aber Synoden, zunächst für die einzelnen Kreise und aus diesen hervorgehend die Provinzialsynoden und die Generalsynode, als gesetzgebende Körperschaften, welche sämtliche Angelegenheiten der Kirche besprechen, berathen und innerhalb eines allerdings beschränkten Rahmens ihre Beschlüsse durch Zustimmung der Organe der Staatsregierung zu kirchlichen Gesetzen erheben lassen können. Eben dadurch unterscheiden sich diese Synoden von denen unserer provinziellen Consistorialbezirke, die gar keine gesetzgeberischen Befugnisse haben, während ein zweites wichtiges Unterscheidungsmerkmal durch ihre Zusammensetzung gegeben ist. Unsere Synoden sind bloße Pastorenconferenzen, die preußische Generalsynode hingegen ist eine aus von den Gemeinden gewählten Laien und Geistlichen nach bestimmtem Verhältniß gemischte Körperschaft, die noch durch eine beträchtliche Anzahl vom Könige ernannter Mitglieder verstärkt wird. Die Rechte der Generalsynode müssen noch als sehr beschränkte bezeichnet werden. Zunächst tritt sie nur selten zusammen; es war erst die dritte, welche zu Ende des vorigen Jahres getagt hat, und eine häufigere Einberufung ist laut und dringend gefordert worden. Sodann unterliegen alle wichtigeren, eingreifenderen Beschlüsse derselben erst der Zustimmung des Landtages der Monarchie. Dieser aber ist interconfessionell; hier sitzen auch Katholiken, Juden und Atheisten über Angelegenheiten der evangelischen Kirche zu Gerichte und entscheiden über sie nach ganz anderen Gesichtspunkten, als wie sie für die kirchlichen Vertreter maßgebend waren, nach allgemeinen politischen oder, was schlimmer ist, nach parteipolitischen. Dazu hängt es bis zu einem gewissen Grade von dem Cultusminister ab, ob er die Synodalschlüsse dem Könige zur Bestätigung vorlegen will oder nicht. Die Rechte der Generalsynode und mit ihnen die Selbständigkeit der Landeskirche sind also noch durchaus erweiterungs- und entwicklungsfähig. Die Sache liegt keineswegs so einfach, wie sie auf den ersten Blick erscheint: in Preußen ringen sehr verschiedenartige kirchliche und theologische Richtungen um die Herrschaft, die einen fortwährenden Kampf mit einander führen. Nothwendigerweise müssen sich nun die Gleichgesinnten zu Parteien zusammenschließen, und diese trachten naturgemäß nach der Herrschaft. Die Furcht vor einer Parteiherrschaft innerhalb der Kirche, die hier noch verderblicher als auf politischem Gebiete wirken muß, hat bisher den Staat in erster Linie zu einer vorsichtigen Zurückhaltung dem Drängen nach größerer Selbständigkeit der evangelischen Kirche gegenüber veranlaßt. Er hält sich für unparteiischer als die von äußeren Zufälligkeiten mehr oder weniger abhängige Majorität der kirchlichen Vertreter. Das richtige Verhältniß zwischen

der Aufsichtsgewalt des Staates und dem theoretisch in seiner Berechtigung vollständig anerkannten Selbstbestimmungsrecht der Kirche zu finden und zu formuliren, ist eine der dringendsten Aufgaben der Zukunft auf kirchenpolitischem Gebiete, an deren Lösung die kirchlichen und staatlichen Organe Preußens in gleicher Weise mitzuwirken haben. Auch in der letzten Generalsynode sind diese Verhältnisse zur Sprache gebracht worden, und wie der vorliegende Band der „Verhandlungen“ zeigt, haben gerade einige der größten Redner der Versammlung, Stöcker, Benschlag, Kleist-Neßow, auf diesem Gebiete ihre Kräfte gemessen.

Indessen ein anderer uns näher liegender Grund veranlaßt uns, die Aufmerksamkeit auf das vorliegende Buch — ein Exemplar desselben befindet sich in der rigaschen Stadtbibliothek — zu lenken. Durch die Aufhebung der alten Magistrate in den baltischen Städten ist das Patronatsrecht an den städtischen Kirchen gleichsam herrenlos geworden. Das wesentlichste Fundament der alten Kirchenverfassung ist geschwunden, sie schwebt so zu sagen in der Luft. Ueber die neue Gestaltung der Dinge ist noch nichts bekannt. Vermuthen können wir, daß es etwas den evangelischen Gemeindeverfassungen in den russischen Städten Verwandtes sein könnte. So viel läßt sich aber schon jetzt behaupten, daß es mit der Zeit träger Ruhe für die Gemeinde, die sich bisher in Allem auf die Fürsorge des Raths verlassen konnte, unwiederbringlich vorüber ist; die Gemeinde wird jetzt selbst ihre Angelegenheiten ordnen müssen. Sollte unsere oben ausgesprochene Vermuthung eine zutreffende sein, so würde die Gemeinde wohl an der Bildung eines Gemeinderaths mitzuwirken haben. Jedenfalls aber können wir hoffen, daß eine beträchtlich größere Zahl von Gemeindegliedern zur Arbeit an den mit der Kirche zusammenhängenden Dingen — diese im weitesten Sinne genommen — herangezogen werden dürfte. Und in dieser Richtung wäre dann ein gegen früher außerordentlich großer Fortschritt gewonnen. Wird diese kirchliche Gemeindegemeinschaft in rechter Weise aufgefaßt und gethan, so muß ihre unausbleibliche Folge eine immer weitere Kreise umfassende Förderung des kirchlichen Interesses sein nach dem altbewährten Princip, welches jeder Selbstverwaltung einen so hohen ethischen Werth verleiht, daß die Liebe zur Sache in dem Maße wächst, als man in verantwortlicher Arbeit an ihr theilhaftig ist. Wer sich nun eine Vorstellung machen will von der Mannigfaltigkeit der Fragen, deren Behandlung im Rahmen der den Gemeindevertretungen gemeiniglich zufallenden Aufgaben liegen kann, der werfe einen Blick in das reichhaltige alphabetische Sachregister zu den gedruckten Verhandlungen der dritten preussischen Generalsynode. Kaum ein Gebiet des kirchlichen Lebens ist hier unerörtert geblieben. So finden wir z. B. unter dem Buchstaben „S“: Seelsorge an Curorten, Irren, Taubstummen, Trinkern,

Confirmirten, sektirerische und separatistische Bewegung, öffentliche Sittlichkeit, Sonntagsruhe, sociale Aufgaben der Kirche, staatliche Mittel für kirchliche Zwecke, Stadtmission, Sterbe- und Gnadenzeit bei Pfarrstellen, Stollgebührenablösung, Entlastung der Superintendenten. Unter dem Vielen, das hier geboten wird, kann Jeder ihn speciell Interessirendes finden.

Es liegt auf der Hand, daß, wenn ein so bedeutender Bruchtheil der evangelischen Kirche und noch dazu die größte und umfassendste evangelische Kirchengemeinschaft, wie es die preußische ist, ihre Angelegenheiten in einer Generalsynode discutirt, es für alle anderen evangelischen Kirchen von großem Werthe sein muß, diese Discussionen kennen zu lernen. Verhandlungen, wie die schon erwähnten, über größere Selbständigkeit der Kirche, ferner über Mitwirkung der kirchlichen Organe bei Besetzung theologischer Professuren, über die revidirte Lutherbibel, sind von allgemeiner Bedeutung, können von Jedem verstanden und gewürdigt werden und sollten innerhalb des Interessentkreises jedes Gebildeten liegen; andere geben die mannigfachste Belehrung über speciellere Gegenstände, Anregung und Gesichtspunkte für die Behandlung praktisch-kirchlicher Fragen, die zum mindesten der Kenntnißnahme werth sind. Schließlich sei noch hervorgehoben, daß einige der in der Generalsynode gehaltenen Reden oratorische Leistungen ersten Ranges sind, deren Lectüre, auch abgesehen von dem sachlichen Interesse für den Stoff, reinen ästhetischen Genuß gewährt. Bgn.





B ü c h e r s t a n.

Giulio Monti. Schauspiel in fünf Acten von Heinrich v. Hirschheydt. Riga 1892.
Verlag von A. v. Grothuß. 150 Seiten. Preis 1 Rbl.

Der Inhalt vorliegenden Stückes ist folgender: Graf Antonio di Bagara liebt Bella Monti, die Schwester des Giulio Monti, eines Bürgers von Neapel, und wird von ihr wiedergeliebt. Giulio Monti hat wiederum kaum die junge, eben aus der Klosterschule entlassene Gräfin Arabella Aspervallo erblickt, als er auch schon in sie verliebt ist und ebenfalls die heißeste Gegenliebe findet. Da aber Arabella sehr reich ist und laut einem Testament ihr Vermögen dem zufällt, der sie ehelicht, so wünscht ihr Vormund und Oheim, der Vater Antonios, der Graf Giuseppe di Bagara, sie mit seinem Sohn zu verheirathen. Seinem Sohne droht er, sich selbst zu vergiften, wenn Antonio sich nicht mit Arabella trauen läßt, und aus Kindesliebe willigt Antonio auch ein. Giulio Monti ist, um die Hand Arabellas werbend, mit dem alten Bagara in Streit gerathen und hat ihn an der Brust gefaßt. Dieses benutzt der alte Bagara. Er droht der Arabella, er werde dafür ihren geliebten Giulio auf die Galeere schicken, wenn sie nicht einwillige, Antonios Gattin zu werden; Arabella giebt auch die Zusage; man kommt aber überein, daß die Trauung nur ein Schein sein solle und daß gleich nach ihrer Vollziehung jeder mit seiner Geliebten, Giulio mit Arabella und Antonio mit Bella Monti, zu Schiff wegreisen sollen, dem alten Bagara die Schätze überlassend. Nur Giulio will in den Compromiß nicht willigen; er glaubt die Ehre seiner Schwester gefährdet und droht sogar, den Antonio zu tödten. Da zuletzt, unmittelbar vor der Trauung, fragt der Priester, dem Bella Monti die List eingegeben, das Brautpaar, ob es die Kinder, welche Arabella werde haben können, als Sprossen des Hauses Bagara anerkennen wolle. Bräutigam und Braut verneinen es; der alte Bagara aber ärgert sich über diese Schicksalswendung so, daß er krank

wird; nun unterbleibt die von ihm gewünschte Trauung; die Paare gruppiren sich sofort anders, und Giulio zieht mit Arabella, Antonio mit Bella zum Altar.

Weshalb der Dichter das Schauspiel in Neapel, und zwar im Anfang dieses Jahrhunderts spielen läßt, ist nicht schwer einzusehen: er hat sicher gefühlt, daß es darin von psychologischen und anderen Unwahrscheinlichkeiten wimmeln werde; und da er offenbar gelesen hat, daß an Lebhaftigkeit des Temperaments und seltsamer Neigung zu unvermittelten Uebergängen aus einem Extrem ins andere kein Volk es den Neapolitanern gleich thut, so konnte er hoffen, man werde an diesen exotischen Geschöpfen, zumal über ihre Sitten und Gebräuche im Anfang des Jahrhunderts die meisten Leser im Dunkeln sein dürften, das Unglaubliche noch am ehesten glaublich finden und jedenfalls eher als z. B. an deutschen. Dies ist von Seiten des Verfassers kein Fehler; er tritt hiermit nur in Shakespeares Fußtapfen, der sich oft von derartigen Erwägungen scheint leiten zu lassen; aber einige Vorstudien in der italienischen Sprache waren für ein Drama in Versen doch rathsam: es verlegt das Ohr, daß fast jedes italienische Wort vom Dichter unrichtig betont wird: Posilippo hat den Accent nicht auf der vorletzten, sondern auf der drittletzten Silbe; podestà hat den Accent nicht auf der vorletzten, sondern auf der letzten Silbe; Lucia hat den Accent nicht auf dem „u“, sondern auf dem „i“; maestro ist nicht zweisilbig, sondern dreisilbig und hat den Accent auf dem „e“.

Das Werk eines einheimischen Dichters, wenn es, wie der „Giulio Monti“, in allen seinen Theilen von angestrengter Geistesarbeit zeugt, verdient wohl eine ernsthafte Beurtheilung; deshalb gehe ich nicht näher darauf ein, daß die Fabel des Stückes dürftig, die Intrigue ziemlich ungeschickt gesponnen ist: solche Unvollkommenheiten kommen in den gefeiertsten Dramen vor und haben Molière nicht gehindert, ein Heros unter den Dichtern zu sein. Mancherlei kleine Mängel der Sprache und der scenischen Eintheilung will ich eben so wenig hervorziehen; denn mit solchen Einzelheiten wäre dem Verfasser nicht gedient und dem Leser desgleichen, falls er von einer Kritik mehr erwartet, als zuzusehen, wie ein Huhn gerupft wird.

Schwerlich wird wohl irgend Jemand, der den „Giulio Monti“ gelesen hat, die unbefangene Meinung hegen, das Stück sei schön. Gleichwohl fehlt es nicht an Leidenschaft; auch eine Tendenz ist vorhanden: es ist die schlichte, aber nicht zu verachtende Wahrheit, daß es unter Umständen edler sein kann, das gegebene Wort zu brechen, als es zu halten. Schließlich ist in dem Stücke eine gewisse Höhe des ethischen Standpunktes und, in formeller Hinsicht, ein wohlüberlegtes Gleichgewicht in den Rollen der Hauptpersonen nicht zu verkennen. Woher also der ungünstige Eindruck und die bisherige ablehnende Haltung der Kritik?

Wir wollen dem Herrn Verfasser zuerst einige Vorschläge machen.

Wie wäre es, wenn über den bürgerlichen Beruf und die „Antecedentien“ des Helden Giulio Monti einige wenige Nachrichten in das Schauspiel eingestreut wären? Könnte nicht auch von den übrigen Personen angedeutet werden, daß sie noch etwelche sonstigen Schicksale außer den hier sich vollendenden durchgemacht haben? Wäre es nicht möglich, etwas genauer zu erzählen, auf welche Weise Giulio die Arabella vom Tode des Ertrinkens rettet? Könnte man nicht über das fatale „Testament“ etwas Näheres einfließen lassen? Wer hat es gemacht? Zu welchem Zwecke? Was wird darin vermacht, Geld oder Güter? Könnte es nicht selbst auf die Bühne gebracht werden? Nun genug, denn solcher Fragen wäre noch eine Menge aufzuwerfen, und auch die voraussichtliche Antwort des Autors glauben wir schon zu hören: „Das seien alles kleinliche Neußerlichkeiten, die den Gehalt der Dichtung gar nicht berühren, unpoetischer Ballast, und übrigens könne auch jeder Leser sich das selbst leicht hinzudenken.“ — Mancher Leser kann sich vielleicht auch das ganze Stück selbst denken; nichtsdestoweniger hat kein bekannter Dramatiker es unterlassen, seine Stücke mit solchen prosaischen Attributen auszustatten. Wir mögen nun Schiller befragen oder Lope de Vega; keiner verschmäht es, dasjenige ausdrücklich zu sagen, was der Leser sich auch selbst denken könnte. Man wende nicht ein, daß ich mich hiermit in Einzelheiten verliere, die doch soeben für geringfügig erklärt worden seien. Diese Einzelheiten hängen alle eng zusammen und dienen alle dem einen Zweck: Anschaulichkeit zu Stande zu bringen. Es ist daher nicht von Kleinigkeiten die Rede, sondern von einem der wichtigsten Erfordernisse jeden Kunstwerkes, von der frischen kräftigen Sinnlichkeit, welche die Idee des Künstlers vergegenständlichen soll, von der compacten Anschauung, in der sich allein der Sinn des Schönen offenbart. Wodurch sonst als durch dieses Mittel gelingt es dem Dramatiker, für seine Personen Theilnahme zu erwecken und die Situationen, die seine Phantasie geschaffen, mit dem Zauber der Anmuth zu umgeben! Wenn der Verfasser sich bemüht hätte, über seine Personen speciellere Mittheilungen zu machen, so hätte sich die concrete Fülle von selbst ergeben, und er hätte dann leicht dem größten Mangel nachhelfen können, der diesen Personen anhaftet: dem Mangel an Charakteristik. Das hängt Alles zusammen: nicht die bloßen Vertreter von Ideen, sondern nur scharf hervortretende Charaktere interessiren uns, nur ihre Geschicke verfolgen wir mit Spannung. So wie die Sachen im „Giulio Monti“ liegen, erfahren wir selbst über die Gründe der Matrimonialpolitik des alten Bagara so gut wie nichts. Ueber Antonio können wir nur auf Umwegen zu dem Schluß gelangen, daß er mit der Kunst der Schifffahrt nicht wohl vertraut ist: er würde sonst von dem Ringen nach Verbesserung der Zustände nicht das Gleichniß brauchen (S. 54):

„An mancher Klippe probt die Kraft der Kiel,
Und ich bin sicher, daß sein Ziel erreichbar.“

In Sturm und Wellen mag der Kiel sich bewähren, aber probeweise gegen Klippen zu rennen, scheint doch zu gefährlich; oder deutet das verheißungsvoll auf den Federkiel des Verfassers, der die dramatischen Klippen mit Kraftworten à la Bagara sprengend uns noch eine Reihe von Schau-
spielen in Aussicht stellt?

Von Anschaulichkeit und concreter Fülle der Sinnlichkeit, als der lebendigen Form, in welche die Schönheit, die Erscheinung des Ideals, sich kleidet, ist gesprochen worden, und wir würden das „Realismus“ nennen, wenn auf diesen Ausdruck nicht schon eine vielberufene literarische Partei, zu deren Sectenanhang wir nicht gehören, abonnirt wäre. Schon der Umstand, daß ja die ganze Sprache bekanntlich ein Wörterbuch verblühener Metaphern ist, zeigt uns die Nothwendigkeit, in der Kunst die verblaßten Abstractionen zu vermeiden und an Stelle der zu Begriffen eingetrockneten Worte und Wendungen solche zu wählen, in denen das ursprüngliche sinnliche Bild noch Jedem deutlich fühlbar ist. Freilich ist solches uns Söhnen der Ostseeprovinzen besonders schwer erreichbar: Bettelarmuth an Worten und Redewendungen ist das Merkmal alles dessen, was wir schreiben; denn wir können die Sprache nicht an ihrem Quell, aus der Rede des Volkes schöpfen; und was Lectüre und Unterricht bietet, ist ein schwaches Surrogat: wir lernen die Worte begreifen, die Andere benutzen; aber damit sind sie noch lange nicht alle zu unserer freien Disposition gestellt. — Wie wenig der Verfasser daran gedacht hat zu specialisiren, den Gestalten feste Umrisse zu geben, sie aus dem Nebel der Allgemeinheit zu verdichten, das locale Colorit zu verwerthen, zeigt sich in eigenthümlich naiver Weise darin, daß die „Heiligen“ in corpore oftmals erwähnt werden (S. 60, 66, 61, 122); als ob jemals die stilvollen Töchter Neapels die „Heiligen“ als abstracten Sammelnamen anrufen und anbeten! Wie leicht wäre es gewesen, an ihrer Stelle den heiligen Lorenzo, die heilige Rosalie u. s. w. in das Stück einzuführen! Jeder hat ja seinen Lieblingsheiligen, den er einzeln im Munde führt, so wie er ihn einzeln im Bilde schaut und vorstellt. — Auch wo der Dichter bisweilen, um Ausbrüche des Temperaments darzustellen, concrete Ausdrücke wählt, wirken sie, so ohne Vermittelung hineingeworfen, nicht mehr ernsthaft; z. B. (S. 140) wenn Giulio unmotivirt auf der Straße ruft: „Stürz' ein, Gewölbe!“ — wie Zimmermanns „Lulifantchen“, das auch in ohnmächtiger Wuth die Architektur anschreit:

„Stürzt, Pfeiler! Brecht, Pilaster!“

und zur Antwort erhält:

„Sie stehen unerschüttert auf dem Pflaster.“

Zur Charakteristik der sinnlichen Fülle, die dem Kunstwerk Kraft und Reiz giebt, haben wir noch eins nachzutragen. Wenn man gesagt hat, der Dichter denke in Bildern, so sind auch die „Bilder“ zum Theil wieder bildlich zu nehmen: denn nicht bloß unser Gesicht, sondern alle fünf oder sechs Sinne soll der Dichter mit Realitäten unterhalten und beschäftigen. Man bleibt nur in der Analyse meist bei den eigentlichen Bildern stehen und zergliedert nicht den Antheil, den die übrigen Sinne daran haben. Da dieses Alles sich direct auf unsere Bemerkungen über den „Giulio Monti“ bezieht, so sei es gestattet, ein illustrirendes Beispiel aus Shakespeares Dichtung „Venus und Adonis“ anzuführen. Die Göttin pflückt die Rose, in die Adonis sich sterbend verwandelt hat, und spricht zu ihr:

Hier war sein Bett, an meinem Busen hier,
 Als nächstem Erbe ziemt dir da zu liegen:
 So nimm den Platz, ans Herz dich schmiege mir;
 Es soll mit Pochen Tag und Nacht dich wiegen,
 Und sechzigmal in jeder Stunde müssen
 Adonis' Blume meine Lippen küssen.

Hier fühlt Jeder, wie schlaff und welk der Schluß uns anmuthen würde, wenn statt des „sechzigmal in jeder Stunde“ nur ein herkömmlicher Repräsentant jeder großen Zahl: „vieltausendmal“, „millionenmal“, „unendlich oft“, stände. So wichtig ist es, daß ein sinnlicher Nerv vom Dichter berührt werde! Die kleinere Zahl wirkt stärker, weil sie noch vorstellbar ist; aber vorstellbar nicht für das Auge, sondern für den Zeitsinn, für das Ohr. — Wie die Fülle der Gesichte in einem dichterischen Gleichniß auch den Geschmacks- und Geruchssinn wirksam treffen kann, mag ein wenig bekanntes Sonett von Rückert zeigen:

Die Welt ist eine Lilie, eine blaue,
 Ein Inbegriff geheimnißvoller Dinge!
 Ihr Brautkelch ist die Sonn', um die im Ringe
 Staubfäden gleich Planeten steh'n zur Traue.
 An dieser Lilie weitem Wunderbaue
 Hängt schwebend mit der sehnsuchtsmüden Schwinge
 Des Menschen Geist gleich einem Schmetterlinge
 Und lechzet durstig nach des Kelches Thau.
 Sieh! durch die Blume wehen Gottes Hauche;
 Da neigen die Planeten sich zur Sonnen,
 Wettfeisend, wer darein sich tiefer tauche.
 Wie so das heil'ge Liebespiel begonnen,
 Füllt Duft die Blume wie mit Pfferrauche;
 Den trinkt der Schmetterling und stirbt in Wonnen.

Wir gehen von der Sinnlichkeit des Ausdruckes zu einem anderen, mit ihr nahe verwandten Gebiet über: zu dem Gedankengehalt der Dichtung. Der am Schluß sich offenbarende Grundgedanke, sowie das Motiv der Liebe, der Pietät und der angestrebte Kampf gegen Standesvorurtheile sind gewiß eines Schauspiels nicht unwürdig; doch ist, wie schon angedeutet, bei einem Kunstwerke als die Hauptsache nicht eigentlich anzusehen, welche Tendenz und Idee sich in ihm entdecken und herausholen läßt, sondern auf welche eigenthümliche, in Begriffen nicht zu erschöpfende Weise dieser Gedanke in Körperstrahlen getreten ist, in welchem Reichthum und in welchem Ebenmaß der Form er sich gekleidet hat. Es handelt sich um die Brücke, die zwischen den hohen Principien und Tendenzen des Dichters und den einzelnen Dingen und Vorgängen der Wirklichkeit zu schlagen ist; und die Mängel, die in dieser Beziehung dem „Giulio Monti“ anhaften, hängen mit allgemeineren Fehlern unserer Jugendziehung zusammen. Statt dem jugendlichen Geist zuerst nur einen engen Kreis leicht überschaubarer Vorstellungen beizubringen und, ihn dann behutsam erweiternd, zu den nächst höheren Begriffen aufsteigen zu lassen — immer für genaue Bekanntschaft sorgend mit Allem, was in diesen Kreis aufgenommen wird — hastet unsere Pädagogik schnell zu hohen abstracten Begriffen, ethischen und religiösen, die nicht, wie sich gehörte, aus einer Summe engerer, stufenweis aufsteigender Begriffe als ein Gemeinames herausgehoben und so von der sich entwickelnden Seele auf dem natürlichen Wege erreicht werden. Das bleibt dann für Viele lebenslänglich ein Wirrsal von halb und schief verstandenen Begriffen, die um so leichter gehandhabt und mißbraucht werden, als sie an Umfang die weitesten, an Inhalt die ärmsten sind. Aber auch unter denjenigen, deren Intellect sehr wohl fähig wäre, nachträglich die Verbindungen herzustellen und die Jakobsleiter zu dem Paradies der hohen Ideen hinaufzuklimmen, liebt nicht Jeder diese Uebung; Mancher begnügt sich mit dem Bewußtsein, den logischen Zusammenhang zwischen der gemeinen Wirklichkeit und den höchsten Grundsätzen einmal im Gedächtniß gehabt zu haben; und während der realistische Dichter den Weg zum Gipfel gern auf- und absteigt und an jedem Aussichtspunkte behaglich zu verweilen bereit ist, schwingt der Idealist sich direct in die lustigen Höhen der Abstraction empor, denn federleicht ist sein Gepäck.

Hiermit soll nicht gesagt sein, daß jene höchsten Principien entbehrlich sind; im Gegentheil, wer sie gar nicht hat und sich nur in den Mittelregionen des Denkens zu bewegen weiß, geht sein Lebenlang in der Irre, und wenn er's weit bringt, so ist er ein vielbewunderter Witzling. Dies vielmehr, was wir erwarten und an dem „Giulio Monti“ vermiffen, ist eine gewisse Sinnlichkeit der Gedanken, eine durch Beispiele und Argumente

beständig rege gehaltene Communication zwischen den Resultaten der Weltbetrachtung und dem gewöhnlichen Leben, dessen Luft uns umgiebt. Denn an Sentenzen ist ja im „Giulio Monti“ kein Mangel; nur sind sie ohne Sinnlichkeit, und es fehlt ihnen die frische Reflexion und lebhafteste Controverse, als deren Ergebnis sie uns frappiren könnten. So unvermittelt gewährt es geringen Genuß, wenn der Pater Benvenuto verkündet:

„Die Wahrheit triumphirt, verdeckt sie nicht,
Es führt die Lüge im Gefolge Unheil!“

Wie anders würde sich dieser Satz als Schlußglied einer schönen Gedankenreihe ausnehmen! So aber erscheint er als eine nicht wohlherworbene, sondern bloß leihweise angeeignete Weisheit, und der Leser hat das Gefühl, Pater Benvenuto werde in ziemliche Verlegenheit kommen, wenn man ihn nach den Argumenten für seinen scheinbaren Tiefsinn befragt; denn an einen gemalten Haken läßt sich auch nur eine gemalte Kette hängen. — Philisterrhaft nüchtern klingt es, wenn Giulio seine Philosophie hören läßt:

Der Dinge tiefstes Wesen,
Obgleich, seit Denker sich auf Erden mühten,
Nach diesem Wesen sie geforscht, gesucht —
Es blieb und bleibt verborgen.

Und doch ist es ganz derselbe Gedanke, den ein alter arabischer Dichter so ausspricht:

Hinter den geheimnißvollen Vorhang fiel noch nie ein Blick;
Keiner hob noch je den Schleier, der verhüllt das Weltgeschick!

Zweundsiebzig Jahre hab' ich Tag und Nacht darob gesonnen,
Doch das Räthsel blieb mir dunkel, und mein Leben ist veronnen.

Also nicht profunde Probleme brauchen in ein Drama geflochten zu werden: bescheidene, längst bekannte Wahrheit erscheint im poetischen Gewande anziehend, wenn sie vor den Augen des Lesers herausgearbeitet wird durch eine von der Gewalt der Verhältnisse angeregte Reflexion.

Besonders fühlbar ist der Mangel an Mittelgliedern zwischen den Grundanschauungen und der thatsächlichen Wirklichkeit in den Gesprächen und Monologen des Giulio und Antonio über Standesvorurtheile. Hier präsentieren sich Beide nur wie etwas Grundloses und Unabänderliches das letzte abstracte Schlußresultat ihrer resp. Ansicht über genanntes Thema, anstatt daß in Beispielen, Bildern, Gründen ad rem und ad hominem darzustellen war, was sich Triftiges und Scheinbares dafür und dawider anführen läßt. Man stelle sich doch nur einmal vor, wie eine Gesellschaft von gebildeten und intelligenten Livländern in leidenschaftlicher Debatte diesen Gegenstand behandeln würde, und man hat genug brauchbares Material für diese

Partien des „Giulio Monti“; nie und nimmer würden solche Personen sich begnügen, einander bei der Controverse über Standesvorurtheile, wie Giulio und Antonio, matte, verbrauchte Gemeinplätze entgegenzuhalten; wenn auch natürlich nicht Alles aus einem solchen Gespräche sich in Jamben wiedergeben ließe: die Wahl und Veredelung des Ausdrucks ist Sache des Dichters.

Im Schauspiel, also wo doch wirkliche Menschen vorgeführt werden, kann es sogar besonders wirksam sein, nicht die abstracten Endergebnisse des Denkens von Jedem aussprechen zu lassen: im Leben trägt ja auch nicht Jeder den letzten Schluß seiner Weisheit beständig auf den Lippen, und Mancher ahnt es nur und zeigt in seinen Thaten, wie dieser Schluß sein werde, ohne es klar sagen zu können. Gelingt es dem dramatischen Dichter, seine Personen ebenso hinzustellen, so erwirbt er sich in den Zuschauern freiwillige Mitarbeiter, denen es einen besonderen Reiz gewährt, das vom Autor absichtlich Verschwiegene — Jeder auf seine Art — innerlich zu ergänzen, um aus jeder menschlichen Seele eine Einheit zu machen.

Vielleicht habe ich nöthig, noch ausdrücklich das Bedenken zurückzuweisen, daß durch die hier vorgeschlagenen Ergänzungen der Umfang des „Giulio Monti“ zu sehr angeschwellt werde: es ist in dem Stücke so viel Ueberflüssiges zu streichen; so viele Wiederholungen leidenschaftlicher Reden sind entbehrlich — die Repetition scheint die bevorzugte Redefigur des Verfassers zu sein — daß man alle die hübschen lyrischen Stellen (S. 8, 59, 110, 111, 121) könnte stehen lassen und bei gehöriger poetischer Compression der Umfang nicht wachsen würde.

Jetzt noch ein Wort an den muthigen Verleger. Gewiß gewährt einem jeden Dichter die eigene schöpferische Geistesthätigkeit ein großes Vergnügen, das von keinem Beifall der Mit- oder Nachwelt überboten werden kann. In dieser Freude besteht aber auch wirklich der Hauptwerth der meisten Verse, die geschrieben werden, und ihre Verfasser könnten sich nachgerade damit begnügen. Da man jedoch eine so unbarmherzige Selbsterkenntniß von den Dichtern billigen Juges nicht verlangen darf — denn wer ist nicht etwas verliebt in sein Kind! — so würden die Verleger, mit objectivem Blicke die Sache ansehend, nicht nur dem Publicum, sondern auch den Dichtern einen Dienst erweisen, wenn sie psychologische Rohproducte, wie den „Giulio Monti“, vor Druck bewahrten. Es wird ja vielleicht nach vielen Versuchen auf dem Pegasus der Dichter schließlich die Meisterschaft erlangen; aber weshalb ihn als unfertigen in allen Vorbereitungsstadien dem Publicum zeigen!

Gregor von Glajenapp.

Mittheilungen aus der livländischen Geschichte. XV. Bandes erstes Heft.
Herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde
der Ostseeprovinzen. Riga, 1892. 351 S.

Das vorliegende neueste Heft der „Mittheilungen aus der livl. Geschichte“ hat etwas länger auf sich warten lassen, als wir es bei den periodischen Publicationen der Alterthumsforschenden Gesellschaft, die seit dem Jubiläum derselben i. J. 1884 mit großer Regelmäßigkeit zu Beginn jedes Jahres zu erscheinen pflegen, gewohnt sind. Dafür ist das Heft ungewöhnlich umfangreich und sein Inhalt sehr mannigfaltig, so daß Leser mit den verschiedensten Ansprüchen bei der Lectüre desselben ihre Rechnung finden.

Eine ausführliche Abhandlung über „Das livische und lettische Dünagebiet und die Fürsten von Pologz, Gercike und Kokenhusen am Ausgang des 12. und zu Beginn des 13. Jahrhunderts“ von Friedrich von Keußler leitet das Heft ein. Sie kann als Fortsetzung einer im XIV. Bande der „Mittheilungen“ erschienenen Arbeit über „die Tributpflichtigkeit der Landschaft Tolowa an die Pleskauer“ von demselben Verfasser betrachtet werden, der auch durch andere kritische Erörterungen bisher noch unklarer Partien aus der Gründungsgeschichte der livländischen Colonie bekannt ist. Daß die Fürsten von Pologz an der unteren Düna von den Iiven Tribut erhoben haben und daß am Mittellauf dieses Flusses sich zwei von Pologz abhängige Fürstenthümer, Kokenhusen und Gercike, befunden haben, war eine bekannte Thatsache. Die Verdrängung der Russen aus diesem Gebiet ist das eigentliche Thema von Keußlers sehr fleißiger Arbeit. Die Berichte Heinrichs von Lettland, welche Verfasser commentirt und stellenweise etwas zu umständlich wiedergiebt, erweisen sich auch hier als zuverlässige Quelle. 1208 wurde Fürst Wiatschko aus Kokenhusen vertrieben, 1209 mußte Wsewolod von Gercike die eine Hälfte seines Gebietes den Deutschen völlig überlassen, die andere von Bischof Albert zu Lehen nehmen, und 1212 verzichtete Wolodimir von Pologz auf alle Tributansprüche in Livland. Durch eine glückliche Combination von Heinrichs Erzählung mit urkundlichem Material ist es Keußler gelungen, die Grenzen des Fürstenthums Gercike näher zu umschreiben: sehr wahrscheinlich dehnte sich dasselbe von Zargrad an der Düna an in nordwestlicher Richtung bis auf das rechte Ufer der mittleren Na in der Nähe von Wolmar aus. 1239 ist in einer Urkunde noch von rechtmäßigen Erben auf das Lehen Gercike die Rede, „in den späteren urkundlichen und chronikalischen Erwähnungen erscheint Gercike lediglich als deutscher Besitz“.

Johann Christoph Berens veröffentlicht Auszüge aus dem ältesten Kirchenbuch der Stadt Riga 1608 bis 1619. Dasselbe ist kürzlich gefunden worden und hat sich als eine reiche Fundgrube für die Genealogie

der bürgerlichen und adeligen Geschlechter unserer Provinzen erwiesen. Der erhaltene Rest dieses „*Kerken-Buch-Entfancks*“ enthält nämlich ein Verzeichniß der in der angegebenen Zeit vornehmlich in und bei der Domkirche, aber auch bei St. Peter und St. Johannes vollzogenen Bestattungen nebst den für die Kirche erhobenen Gebühren. Berens giebt einige einleitende Bemerkungen, welchen ein nach den 3 Kirchen geordneter Auszug aus diesem Kirchenbuch folgt, „in welchem alle diejenigen Personen erwähnt werden, die überhaupt einiges genealogische Interesse wachrufen“. Nach welchen Gesichtspunkten indessen ein großer Theil der Worte und Namen des Auszuges gesperrten Druckes gewürdigt worden ist, hat Referent nicht ermitteln können.

Den Dank aller einheimischen Geschichtsfreunde hat sich das Directorium der Alterthumsforschenden Gesellschaft durch den Wiederabdruck einer Arbeit Hildebrands „*Rigas Armenianstalten bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts*“ erworben, welche der 1890 aus dem Leben geschiedene Verfasser schon 1884 im Auftrage des rigaschen Stadtamtes zusammengestellt hatte, die aber bisher, in kleiner Auflage gedruckt, nur Wenigen zugänglich gewesen ist. Von den hier behandelten acht Anstalten beanspruchen die beiden ältesten, das Georgenhospital und der Convent zum Heiligen Geist, das meiste Interesse. Sie sind aufs Engste verflochten mit den Schicksalen der Stadt in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens. Das heutige Georgenhospital ist 1220 von Bischof Albert ohne bestimmten Namen in der Neustadt gegründet worden. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts wird es in den Jürgenshof neben dem „Heiligen Geist“ verlegt und heißt nun Georgenhospital. Die Verwaltung desselben geht dann vom Erzbischof auf die Stadt über, und diese nimmt eine neue Wandlung vor: seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts finden wir das Georgenhospital außerhalb der städtischen Mauern, bis i. J. 1754 das noch heute bestehende Gebäude bei der Karlsporte bezogen wurde; der Jürgenshof wird mit dem benachbarten „Heiligen Geist“ vereinigt und verliert seinen alten Namen. Der „Heilige Geist“ ist von vornherein städtisches Institut gewesen; er befand sich anfangs außerhalb der Stadt, wurde aber schon im ersten Jahrhundert seines Bestehens an den heutigen Standort neben dem St. Jürgenshof versetzt, nahm den letzteren in sich auf, worauf vorübergehend der Erzbischof die Oberherrschaft über ihn gewann; auch hat er zeitweilig als Franciskanerkloster gedient. — Die arge Verwirrung, welche früher die ältere Geschichte Rigas, soweit das Georgenhospital, der Jürgenshof und der Heilige Geist in Frage kamen, verunzierte, ist durch die saubere und exacte Scheidung, welche Hildebrand vornimmt, ein für allemal beseitigt worden.

Eine außerordentlich ergiebige Quelle zunächst für die Geschichte Rigas, aber auch für die Geschichte Livlands vom 17. Jahrhundert bis auf die

Gegenwart ist neuerdings, wenn nicht eröffnet, so doch in ganz anderer Weise als bisher der Forschung zugänglich gemacht worden — das ehemalige rigasche Rathсарchiv. Die Ueberführung desselben in die neuen Räume im Domnuseum und die ordentliche Aufstellung der bisher in den Bodenkammern des Rathhauses modernden Zeugnisse einer vielbewegten Vergangenheit hat zur Entdeckung einer ganzen Reihe vermischter oder bisher völlig unbekannter Archivalien geführt, welche der wissenschaftlichen Bearbeitung mancher Partien unserer Geschichte eine weite Perspektive eröffnen. Und es fehlt nicht an rüstigen Arbeitern, welche sich sofort an die Aufackerung dieses lange brachliegenden Feldes gemacht haben. Der rüstigsten einer ist Anton Buchholz, der zwei werthvolle Arbeiten für das vorliegende Heft der Mittheilungen geliefert hat und dessen Namen wir auch in den Sitzungsberichten der Alterthumsforschenden Gesellschaft wiederholt begegnen. Der Aufsatz „Zur Geschichte des rigaschen Rathhauses“ ist eine außerordentlich fleißige Arbeit, welche aus einer Unzahl zerstreuter Notizen, die der Verfasser theils gedrucktem, theils ungedrucktem Material aus der ältesten Zeit bis in die neuere hinein entnommen hat, nicht nur die Geschichte eines für Riga bedeutenden Gebäudes, in welchem das politische und communale Leben der Stadt seinen Mittelpunkt hatte, vorführt, sondern auch so viel culturgeschichtliche Bilder aufrollt, daß sie dadurch ein allgemeineres Interesse gewinnt. Buchholz behandelt: I. Das erste Rathhaus vor 1334. II. Das zweite Rathhaus vom Anfange des 14. Jahrhunderts bis 1479. III. Die inneren Räume des zweiten Rathhauses: die Rathsstube, die Kanzlei, die Kammerei, die Vogtei, die Accisebude u. Es liegt auf der Hand, daß die Erörterung der Geschichte des Rathhauses und der in demselben befindlichen Amtlocalc auch manchen Blick in die Verfassungsgeschichte der Stadt gewährt, so daß auch nach dieser Seite hin Buchholz' Arbeit als eine sehr dankenswerthe Bereicherung unserer Kenntnisse bezeichnet werden darf. — Wurden auch für diese Arbeit neu aufgefunden Archivalien, wie z. B. die Stadtkastenrechnungen, verwerthet, so ist dagegen die zweite „Zur Geschichte der Belagerung und Capitulation der Stadt Riga 1709—1710“ nur durch die glückliche Wiederauffindung zweier Protokollbände des rigaschen Rathes möglich geworden, und auch die Benutzung der übrigen handschriftlichen Quellen wäre früher wohl mit sehr großen Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten verbunden gewesen. Eines der schwersten Jahre, wenn nicht das schwerste, aus Rigas Geschichte läßt der Verfasser an unseren Blicken vorüberziehen. Nicht den Gang der äußeren kriegerischen Ereignisse, sondern was sich während der Belagerung innerhalb der städtischen Mauern abspielte, schildert er; wir erhalten ferner eine ausführliche Darstellung der Capitulationsverhandlungen, soweit sie mit dem Rath geführt wurden, und schließlich ein

ergreifendes Bild der Noth und des Jammers, welche das Bombardement, der Hunger, vor Allem aber die Pest, diese erst nach dem Einzuge der Sieger in ihrer ganzen Furchtbarkeit auftretend, auf die decimirte Bevölkerung der unglücklichen Stadt häuften. Das Ganze ist, nach des Verfassers Worten, als eine Geschichte der Zeit vom Gesichtspunkte des rigaschen Rathes anzusehen. Auf die Wiedergabe des Inhalts der umfangreichen Monographie werden wir hier verzichten müssen. Das bunte Gewirr der Verhandlungen, welche Monate lang zwischen Generalgouverneur, Ritterschaft und Stadt und wiederum innerhalb der einzelnen städtischen Corporationen hin- und hergehen und die Verproviantirung der Garnison zum Gegenstande haben, läßt sich in Kürze nur schwer charakterisiren. Schließlich ist die Widerstandskraft erschöpft, die Verhandlungen wegen der Uebergabe beginnen. Da tritt eine wesentliche Differenz in der Auffassung der Sachlage zwischen den Vertretern der schwedischen Regierung und der Stadt hervor, welche bisher trotz gelegentlicher heftiger Zerwürfnisse mit gleicher Treue den wichtigen Platz ihrem Könige zu erhalten bestrebt gewesen waren. Die Stadt wollte die Gelegenheit wahrnehmen, um wieder in den Besitz ihrer alten Rechte, Freiheiten und Einkünfte zu gelangen, die in letzter Zeit durch die schwedische Regierung manche schwer empfundene Schmälerung erfahren hatten. Der Generalgouverneur Graf Stromberg weigerte sich aber als Vertreter des Königs die hierauf bezüglichen städtischen Forderungen in den Entwurf der Accordpunkte für die Capitulation aufzunehmen, um so mehr, als russischerseits noch während der Belagerung den Einwohnern Livlands zugesichert worden war, daß die von der schwedischen Obrigkeit beschworenen, aber nicht gehaltenen Privilegien von der Großzarischen Majestät wiederhergestellt werden sollten. Der Rath beschloß daher, auf eigene Hand mit Scheremetjew zu verhandeln; Stromberg konnte dieses nicht mehr verhindern, und so hat denn die Stadt Riga, ebenso wie die livländische Ritterschaft die Bestätigung der Privilegien und die Gewährung ihrer speciellen Wünsche in besonderer Capitulationsurkunde neben derjenigen des Grafen Stromberg verbrieft lassen. Die Beweggründe für dieses Vorgehen des Rathes sind hier zum ersten Male klargestellt worden. — Aus dem übrigen Inhalt heben wir nur die verdienstliche Untersuchung über den schwedisch-julianischen Kalender und seine Einführung in Livland hervor, welche Buchholz in einer Anmerkung giebt; durch die Feststellung sowohl des Verhältnisses dieses seit 1700 modificirten julianischen Kalenders zum unveränderten und zum gregorianischen, als auch der Zeit seiner Geltung wird das Kriterium für die im ersten Jahrzehnt des nordischen Krieges wiederholt vorkommenden Differenzen in den Datirungen eines und desselben Ereignisses gegeben.

Professor Dr. Th. Schieman in Berlin theilt 16 Actenstücke

aus dem geheimen Staatsarchiv zu Berlin aus den Jahren 1578 und 1579 mit, welche sich auf den von Schieman bereits in der „Baltischen Monatschrift“ Bd. 36 unter dem Titel „Ein abenteuerlicher Anschlag“ behandelten Plan des Pfalzgrafen Georg Hans zur Wiedereroberung Livlands für den Deutschen Orden beziehen. Wir machen auf das erste derselben besonders aufmerksam. Es enthält neben einem ausführlichen Plan zur Bekriegung des Moskowiters die Beschreibung mehrerer Wegerouten nach Moskau aus Schweden, Polen und der Krim und giebt einen sehr amüsanten Beitrag zur Kenntniß des geographischen Wissens, das der Westen Europas im 16. Jahrhundert über Rußland hatte.

Kleinere dankenswerthe Beiträge haben Reinhold Baron Stackelberg, Professor Dr. W. Stieda in Rostock und Professor Dr. E. Winkelmann in Heidelberg geliefert: „Aus den Aufzeichnungen des schwedischen Generallieutenants Karl Adam Freiherrn von Stackelberg“, der den ganzen nordischen Krieg activ mitgemacht hat, „Die Gesellschaft der Rigafahrer in Lübeck und Rostock“ und «*Analecta historiae Livoniae*». Bgn.

Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands aus dem Jahre 1891. Riga, 1892. 159 S.

Aus der großen Menge von Einzelmittheilungen, welche dieses Heft enthält und die der Natur der Sache nach weitere Kreise nicht interessiren können, heben wir einige in den Sitzungen gehaltene Vorträge heraus, die, auch durch besonderen Druck kenntlich gemacht, größere Beachtung verdienen. Wie bekannt, ist der jüngst erwachte Eifer für die Pflege unserer baltischen Kunst in erster Linie den Kirchen zu gute gekommen, und unter ihnen am meisten der rigaschen Domkirche, deren Restauration in ursprünglicher Schönheit in erfreulicher Weise vorwärts schreitet. Aber auch andere öffentliche Gebäude sind nicht leer ausgegangen. Die vorliegenden Sitzungsberichte beschäftigen sich wiederholt mit dem Petrikirchthurm. Die von C. Mettig in Anregung gebrachte Errichtung einer Gedenktafel für die hervorragenden bei am Bau der Petrikirche beteiligten Künstler veranlaßten Anton Buchholz zur Sammlung des auf die Baugeschichte bezüglichen Materials, aus dem er eine Abhandlung über die Baugeschichte des Petrikirchthurms 1666—1690 zusammengestellt hat. Als Baumeister des 1690 vollendeten Thurmes hat Buchholz an Stelle des bisher als solchen bezeichneten Jürgen Teuffel den Kunstmeister Ruppert Bindenschu nachgewiesen, nach dessen Plänen auch der heute noch stehende Thurm 1743 bis 1746 neu gebaut wurde.

Ein anderer Vortrag Buchholz' „Ueber Rigasche Wallzeichen“ weist eine im Besitz der Gesellschaft befindliche Bleimarkte von 1656 als solches nach. Die Wallzeichen waren ein nicht nur in Riga in verschiedenartiger Weise zur Verwendung gelangtes Controlmittel für die Leistung der Arbeiten an den Wällen der Stadt, welche die Bürger persönlich oder durch ihre Knechte verrichten lassen mußten.

Ein allgemeineres Interesse hat H. Baron Bruiningks „Die Bildnisse des Ordensmeisters Walther von Plettenberg und die Frage über seine Herkunft“, dem zufolge das älteste der im Schlosse Nordkirchen in Westfalen befindlichen Bildnisse Plettenbergs als das historisch werthvollste zu betrachten ist und die Möglichkeit, daß Plettenberg ein geborener Livländer sei, bis auf Weiteres nicht von der Hand gewiesen werden darf. Besondere Erwähnung verdienen noch die Mittheilungen desselben Verfassers „Ueber ein Inventar- und Rechnungsbuch der St. Jakobikirche zu Riga (1430—1484)“, B. Hollanders „Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte Desels“, einige ergänzende Bemerkungen Keußlers zu seinem bereits genannten Aufsatze in den „Mittheilungen“, und als Beitrag zur baltischen Personenkunde „Liv- und Estländer auf der Universität Greifswald“ von Prof. W. Stie da.

Bgn.



Herausgeber: R. Weiß.

Für die Redaction verantwortlich:
R. Carlberg.

Доволено цензурою. — Ревель, 3-го Августа 1892 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Goldene Medaillen Brüssel und Spaa 1891.

Riga 1880.

Riga 1883.

Riga 1880.



Goldene Medaille.

H. A. Brieger, Riga,

Seifen- und Parfümerie-Fabrik,

gegründet 1849,

empfiehlt in grösster Auswahl anerkannt vorzügliche

Haushaltungsseifen:

Cocosseifen,	Toiletteseifen,	Eau de Cologne,
Glycerinseifen,	Schwimmseifen,	Blumen-Eau de Cologne,
Vaselinseifen,	Silberputzseifen etc.	Extrait d'Odeurs.

Coniferenduft, Pomaden, Brillantine, Haarstärkungsmittel, Haaröle, Toilettenwasser, Toilettenessige, Cold-Cream, Mundwasser, Zahnpulver u. -Pasta, Räucher mittel, Sachets, sowie sämtliche Parfümerie-Artikel.

Ferner als

Specialitäten I. II. III:

I. H. A. Brieger's Lanolin-Erzeugnisse,

vorzügliche Mittel für die Haut- und Haarpflege.

Lanolin-Crème,	Lanolin-Pomade,
Lanolin-Lippenpomade,	Lanolin-Brillantine,
Lanolin-Toiletteseife,	Lanolin-Milch,
Lanolin-Blumenduftseife,	Lanolin-Puder,

Lanolin-Crème-Seifen in allen modernen Gerüthen.

II. Medicinische Seifen,

einfache, überfettete, aus neutraler Fettkernseife, mit Lanolin- oder Glycerin-gehalt in Verbindung mit allen gebräuchlichen Medicamenten:

Sapo viridis, Sapo Hispanica, Sapo Butyricus etc.

III. Textil-Seifen,

für die Wollen-, Baumwollen- und Seiden-Industrie, Färbereien (auch für türkisch Roth), Wäschereien etc.

Bleichsoda.

Grösstes Lager v. Luxuskerzen, Lichten, Baumkerzen, Fackeln u. Ploschken.

Verkauf in den Niederlagen:

Säulenstrasse 10, Sünderstrasse 15,

sowie in den renommirteren Drogen-, Material- und Parfümerie-Geschäften des Reiches.

Preislisten gratis und franco.

PL A 89239
51



Hoflieferant Ihrer Majestäten

des

- Kaisers von Russland,
- Kaisers von Deutschland,
- Kaisers von Oesterreich,
- Königs von Dänemark,
- Königs von Bayern.



C. M. SCHRÖDER.

Erste russische Pianofortefabrik mit Dampfbetrieb.
Gegründet 1818.

Flügel

von 550 Rbl. an.

Pianos

von 400 Rbl. an.

Preis-Courante auf Verlangen gratis und franco.

St. Petersburg, Newsky 52.

FESTI
RAHVUSRAAMATIKOOS